

7. Wenn Soziolog:innen Soziologie deuten

Die folgenden vier Kapitel dienen der Ergebnisdarstellung meiner empirischen Studie. Im Zentrum steht die empirische Beantwortung der zuvor theoretisch hergeleiteten Fragen zu und Annahmen von unterschiedlichen Deutungsdifferenzen bzw. -konflikten, die sich den Lehrenden im Soziologiestudium stellen. In ihrer Funktion als Vermittelnde zwischen repräsentierten Kulturen, wie der Soziologie und ihren methodologischen Subkulturen, und der repräsentierenden Kultur des universitären Studiums stellen sich ihnen eine Vielzahl an Bedingungen, unter denen sie diese Rekontextualisierungsleistung zu erbringen haben. Dabei lassen sich Muster der Deutungen (Kapitel 8) des Zusammenspiels der *subject, learners and implementation related* Lehrbedingungen als unterschiedlich, zum Teil gegensätzlich und somit herausfordernd rekonstruieren, aber auch als Potenzial für das Lehrhandeln (Kapitel 9), durch das mit den Herausforderungen umgegangen wird. Diese Deutungs- und Handlungsmuster sind Indikatoren für die Existenz einer Lehrkultur, die in Teilen öffentlich verfügbar ist, vielfach jedoch in der Form non-deklarativen Wissens vorliegt. Dabei existiert diese Lehrkultur in allgemein disziplinärer und in spezifisch subdisziplinärer Form. Diese für methodologische Wissenskulturen spezifischen Deutungs- und Handlungsmuster soziologischer Methodenlehre vervollständigen das persönliche Lehrwissen der Methodenlehrenden (Kapitel 10).

In diesem Kapitel lege ich den Fokus auf die Ausarbeitung der *Basistypik* meiner Arbeit, die Soziologie, und führe die zunächst geteilte kulturelle Grundlage der Methodenlehrenden aus: ihre disziplinäre Identität. So lässt sich aus den Interviews deutlich die enge Verbindung der Identität der Lehrenden als *empirische Soziolog:innen* mit ihren Rollen als Methodenlehrenden herausarbeiten. Dabei stellt sich den Lehrenden in erster Linie eine Herausforderung, die ich in den Kapiteln 3 bis 5 bereits wiederholt als Ursache andauernder Identitäts- und Grenzkonflikte der Soziologie beschrieben habe: die Repräsentation der Soziologie als methodisch geleitete Wissenschaft in Anbetracht einer Vielzahl konkurrierender Deutungen der Disziplin. Somit lassen sich auch gegenwärtig aus den Interviews jene disziplinspezifischen Deutungs- und Handlungskonflikte der Methodenlehrenden im Soziologiestudium rekonstruieren, die bereits für die Geschichte der Methodenlehre dargestellt wurden (siehe Unterkapitel 5.2). Dabei liegt die Ursache dieser Konflikte nicht allein innerhalb der kulturellen Vielfalt

der Disziplin, repräsentiert durch die Lehrenden und ihre Kolleg:innen, sondern in der Spiegelung der vielfältigen Deutungen von Soziologie in den Erwartungen der Studierenden und in ihrer Materialisierung in den Studien- sowie Rollenstrukturen des Lehrkontextes. Auffällig zentral in den Erzählungen der Lehrenden ist das Publikum ihres Lehrhandelns: die Studierenden. Die Konfrontation der persönlichen Kulturen der Lehrenden mit den studentischen Erwartungen an das Studium der Soziologie macht die Latenz der widersprüchlichen Routinen disziplinärer Selbstbeschreibung für die Beobachterin zweiter Ordnung sichtbar. Die Lehrenden arbeiten sich primär an den Kategorien und Deutungsschemas¹ der Studierenden davon, was Soziologie ist, ab.

Dabei erzeugen nicht nur die Studierenden, sondern eben auch institutionelle Bedingungen der universitären Lehre, wie Studienstrukturen und die Ausdifferenzierung von Lehrrollen, Deutungskonflikte bei den Lehrenden. Es zeigt sich, dass diese Bezugsprobleme des Lehrhandelns der Methodenlehrenden nichtsdestotrotz anschlussfähig sind an das kulturelle Wissen der Lehrenden, weil sie im Kern Deutungen von Soziologie repräsentieren, die auch Bestandteil der disziplinären Kultur sind. So deuten die Lehrenden die Erwartungen der Studierenden an das Studium der Soziologie als un- oder fehlinformiert. Dabei unterstellen sie ihnen insbesondere eine nicht-empirische Deutung der Disziplin. Dies mag dem Verständnis der Lehrenden und ihrem Repräsentationsauftrag, die Soziologie als empirische Wissenschaft vorzustellen, mehrheitlich widersprechen, ist jedoch trotzdem für sie sinnhaft und somit *verständlich*,² da die Grenzen von theoretisch/empirisch seit jeher ihre interne Ausdifferenzierung ausmachen, wie ich im Unterkapitel 3.2.3 allgemein für die Disziplin und in Unterkapitel 5.2.1 spezifisch für die Institutionalisierung ihrer Methodenlehre ausgeführt habe. Auch die strenge Differenzierung verschiedener Wissensdomänen der Soziologie in *Methode, Theorie, spezielle Soziologien*, die in den segmentär und zugleich linear organisierten Studienordnungen sowie in den mehrheitlich entkoppelten Lehrrollen materialisiert sind, treffen auf komplementäre Deutungen innerhalb der stark ausdifferenzierten Disziplin. So gibt es das Schema der Soziologie als theoretische Disziplin, als Disziplin der Methodenentwicklung und als Disziplin, die primär mit bestimmten Themen assoziiert ist. Diese Deutungen sind zwar historischen Ursprungs, dabei jedoch nach wie vor für die Gegenwart durch ihr Konfliktpotenzial relevant. Denn daraus erwächst die Kernherausforderung der Wissenschaft der Gesellschaft: die Simulation von Einheit als Disziplin (und in Folge Differenz zu anderen

1 Die Terminologie zu den kulturellen Elementen folgt meinen Ausführungen aus Kapitel 2. Auch wenn ich im Folgenden mit der Heuristik der *Typiken* arbeite, die primär mit der *Dokumentarischen Methode* assoziiert ist, so übernehme ich nicht dessen begriffliche Unterscheidung von »Deutungsschemata« und »Deutungsrahmen« (vgl. Bohnsack, 2007, S. 246). Mit dem ersten Begriff bezeichnet Bohnsack die Erklärungen, die Akteur:innen von ihrem eigenen Handeln explizit machen, also deklaratives Wissen. Die Deutungsrahmen hingegen sind das non-deklarative, handlungsleitende Wissen, welches ich wiederum je nach Einheit als kognitive Klassifikation oder Schema begreife. So wie er beide Konzepte unter dem Begriff des »Deutungsmusters« eint, verwende ich *Kategorie* und *Schema* für kognitive als auch öffentliche Elemente, je nach Modus, in dem sie sich zeigen.

2 Wobei dies eben keine Zustimmung impliziert!

Disziplinen) und Einheit als Wissenschaft (in Folge keine Differenz zu anderen Disziplinen) bei gleichzeitigem Mangel eines Einheitsnarrativs der Disziplin in Forschung und Lehre (siehe Kapitel 4).

What sounded like inconsistent understandings [...] turned out to be ways of dealing with two different institutional aspects [...]. There are, thus, powerful cultural consistencies, but they are less a consistent set of internalized beliefs than coherent orientations to the demands of institutions. (Swidler, 2001, S. 176)

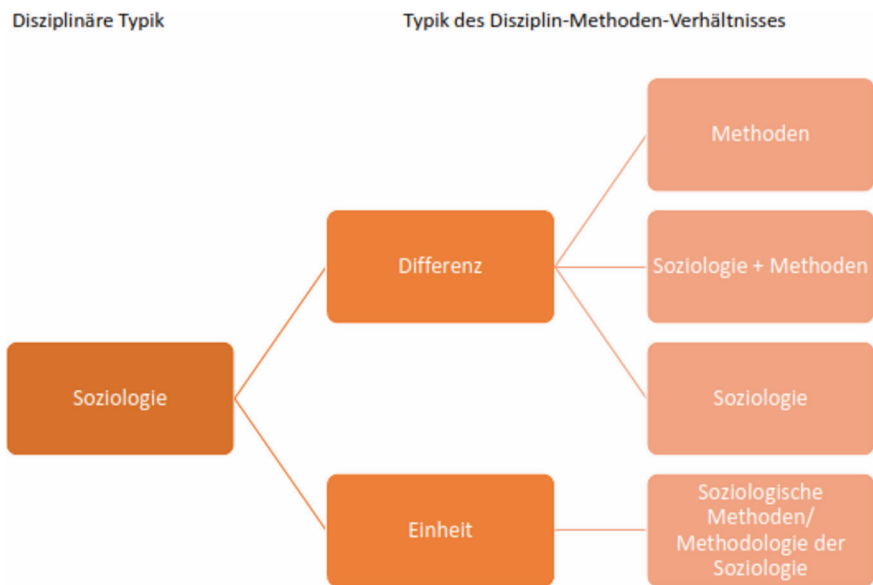
Im Folgenden werde ich zeigen, dass und wie jene – mit Swidler gesprochen – vermeintlich inkonsistenten Deutungen von Soziologie vor allem in Relation zur *Methode* sichtbar und bearbeitet werden. Somit illustriere ich auch, dass die in der Wissenschaft kulturell so charakteristische *Grenzarbeit* über das wissenschaftliche Kulturobjekt der Methoden (siehe Unterkapitel 3) nicht nur forschersiche und professionspolitische Praxis prägt, sondern auch die Lehre.

7.1 Die Basistypik: Soziologie

Wie im Methodenunterkapitel 6.2.3 dargelegt, systematisiere ich meine Auswertungsergebnisse kultureller Lehrmuster über die Erstellung und Darstellung von *Typiken*. Die *Basistypik* (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014b, S. 303ff.), die am Anfang der Systematisierung und Generalisierung steht, ist die Disziplintypik der Soziologie und/trotz ihrer Deutungsdifferenzen. Das für die Soziologie typische »Identitätsdefizit« (Mevisen, 2019) habe ich bereits mit Blick auf ihre konfliktreiche Geschichte (Unterkapitel 3.2.3) sowie ihren Diskurs zur eigenen Lehre eingeführt (Kapitel 7) und im Detail als Folge ihres Multikulturalismus vorgestellt. Zugleich besitzt die Soziologie durchaus eine disziplinäre Form, die ihre Reproduktion an Universitäten gewährleistet. Zudem wirkt ihr Identitätsdefizit identitätsstiftend. So werde ich im folgenden Unterkapitel 7.2 zunächst die empirische Relevanz der Typik der Soziologie innerhalb der Methodenlehre nachweisen und das bisher theoretisch Gesetzte empirisch stützen: Im Studium der Soziologie orientiert sich das Lehrhandeln tatsächlich an der disziplinären Kategorie der Soziologie und greift dabei nicht nur auf die materielle Rahmung des Handelns an den Universitäten zurück, die ja eine disziplinäre ist, sondern ist zudem fest verankert in den persönlichen Kulturen der Befragten, die sich ihres biografisch verfügbaren, *geteilten soziologischen Erfahrungsraumes* bedienen. So liegt der Fokus dieses Unterkapitels auf der (den) *repräsentierten Kultur(-en)*, die ich anhand der biografischen Erzählungen und der Erzählungen zur Lehrpraxis der Lehrenden (non-deklarative Kultur), sowie anhand ihrer Bewertungen und Rechtfertigungen der Lehrgestaltung (deklarative Kultur) rekonstruiere.

Anschließend werde ich diese Disziplintypik im Kontext der Methodenlehre weiter ausdifferenzieren in eine *Typik des Disziplin-Methoden-Verhältnisses*. In den Unterkapiteln 7.3 und 7.4 stelle ich der handlungsleitenden disziplinären Kategorie *Soziologie* jene der *Methoden* an die Seite und frage nach dem Verhältnis beider. Dabei arbeite ich empirisch das *Schema der Differenz* heraus, welches das Lehrhandeln dahingehend

Abbildung 16: Typik der Soziologie und ihres Methodenverhältnisses



anleitet, dass die Kategorie der Soziologie und die der Methode trennscharf unterschieden und somit kombinierbar werden. Dabei ist die Kombinatorik grundsätzlich als Potenzial und nicht als Imperativ zu verstehen. In diesem Sinne ist die Soziologie auch ohne Methoden und sind die Methoden auch ohne Soziologie sinnvoll. Neben dem Schema der Differenz bzw. Kombinatorik gehört zur Typik des Disziplin-Methoden-Verhältnisses das *Schema der Einheit*. Gemäß diesem Schema ist die diskrete Unterscheidung der zwei Kategorien eine künstliche, die dem eigentlichen kontinuierlichen Verständnis von *soziologischen Methoden* oder einer *Methodologie der Soziologie* zuwiderläuft. In der Vorstellung dieser beiden Schemas werde ich nicht nur auf das diskursive Material der Interviews eingehen, die die Schemas und kognitiven Kategorien als non-deklarative Elemente des kulturellen Wissens der Lehrenden rekonstruieren. Ich werde zusätzlich basierend auf Dokumenten der Organisationsstrukturen des Studiums auf ihre Materialisierung und damit Öffentlichkeit in Form von Studien-, Instituts- bzw. Lehrstuhlstrukturen hinweisen. Somit werden die Schemas nicht nur als Bestandteile der persönlichen Kulturen der Lehrenden handlungsleitend, sondern auch als externe Bedingungen im Modus einer öffentlichen Kultur. Abbildung 16 illustriert den Zusammenhang beider Typiken.

Das Verhältnis beider Schemas entspricht zwei Elementen im Toolkit der Methodenlehrenden im Soziologiestudium. So ordne ich nicht einzelnen Lehrenden ein spezifisches Schema zu, beide sind für sie sinnvoll auf Grund des gemeinsamen Erfahrungshintergrundes der disziplinären Kultur der Soziologie, zu der diese Schemas gehören. Somit existieren die Schemas zumindest in ihrer Latenz gleichzeitig und werden je nach Situation aktiviert und somit handlungsleitend. Zugleich zeigen sich

im Sinne der *Typik einer methodologischen Wissenskultur* Unterschiede hinsichtlich der Gewichtung der Schemas und somit der Wahrscheinlichkeit, dass das eine oder das andere aktiviert wird. Diese Typik wird in diesem Unterkapitel jedoch nur angedeutet und rückt erst in Kapitel 10 in den Fokus. Je nach aktivem Schema werden nicht nur unterschiedliche Lehrstrategien zur Vermittlung dieses Wissens sinnvoll. Aus diesen unterschiedlichen Deutungen ergeben sich auch Konflikte für das Lehrhandeln.

7.2 Soziologie studieren, Soziologie lehren

Für die Methodenlehrenden im Soziologiestudium ist die Kategorie der *Soziologie* selbstverständlicher Bestandteil ihres kulturellen Toolkits, mit dem sie Personen (Selbst- und Fremdbeschreibungen), Organisationen und Praktiken klassifizieren und damit Relationen herstellen zwischen sich und anderen, zwischen sich und spezifischen Praktiken.

Besonders kondensiert zeigt sich die Bedeutung der Soziologie als Kategorie, über die die Lehrenden ihre Vergangenheit (Biografie) und Gegenwart (aktuelle Position) zueinander ins Verhältnis setzen, in den Eingangssequenzen der Interviews. Während der von mir gesetzte Erzählstimulus³ die Befragten auffordert, den Bogen von der Vergangenheit zur Gegenwart zu spannen, und dabei *Gegenwart* durch den Verweis auf ihre aktuelle Position als Methodenlehrperson⁴ deutet, bleibt es den Befragten überlassen, den konkreten Start- und Endpunkt ihrer Erzählung zu wählen. Diese Entscheidung ist abhängig von der Interpretation des Stimulus durch die Lehrenden und diese ist wiederum abhängig von den Schemas, die der Stimulus aktiviert hat.

Auffällig ist die *Typik der (Enkulturation in die) Soziologie*, die die Eingangssequenzen der Methodenlehrenden prägt. In ihnen kommt die Soziologie entweder im Sinne eines Studienfaches oder/und im Sinne einer spezifischen Gemeinschaft explizit zur Sprache und fungiert so als Anker der gegenwärtigen Lehrpraxis in der biografischen Vergangenheit. So illustrieren die Anfänge der biografischen Eingangserzählungen, dass der von mir gesetzte Stimulus als folgende oder sinnähnliche Frage interpretiert wurde: »[W]ie kam ich in die Soziologie« (into4) Diese typische unmittelbare Reaktion auf den Erzählstimulus verweist auf die Umdeutung der Frage nach dem

-
- 3 Gemeint sind an dieser Stelle nur die Interviews mit den Befragten, die primär wegen ihrer gegenwärtigen Position als Methodenlehrende ausgewählt wurden und nicht primär wegen ihrer Lehrbuchautor:innenschaft. Der Stimulus lautete gemäß dem Leitfaden wie folgt: »Bitte beschreiben Sie mir Ihren akademischen Werdegang, der Sie auf Ihre aktuelle Position als *Denomination/Stellenbezeichnung* mit Verantwortung für die Methodenlehre im BA- und/oder MA-Studiengang *Studiengangsbezeichnung* in *Standort* geführt hat.« (Anhang A.2)
 - 4 Im Leitfaden ist die Idealversion des Stimulus zu finden, der in der realen Situation des Interviews nicht immer Wort für Wort formuliert wurde. Erst im Nachhinein hat sich gezeigt, dass ich zwar immer die Rolle als Methodenlehrperson anspreche, jedoch nur selten die Einbettung der Lehre im Soziologiestudium oder die Ausübung der Rolle einer Soziologieprofessur. Der Methodenstimulus ist also immer erfolgt, der disziplinäre nicht. Dies habe ich für die weiteren Ausführungen in diesem Unterkapitel berücksichtigt und konnte jedoch keinen systematischen Zusammenhang erkennen zwischen dem Stimulus, der auf die Disziplin verwiesen hat, und der Relevanz der Disziplin in der Antwort.

Weg zur Lehre in die Frage nach dem Weg zur Soziologie. Dadurch stellen die Befragten einen unmittelbaren Zusammenhang her zwischen ihrer eigenen formalen, disziplinären Enkulturationserfahrung und jener, an der sie gegenwärtig mitwirken. Durch diesen Beginn ihrer Erzählung kommt zum Ausdruck, dass sie die Bedeutung ihrer gegenwärtigen Position als Methodenlehrende vor dem Hintergrund ihrer eigenen disziplinären Sozialisation verstehen. Sie sind durch ein entsprechendes Studium ausgebildete und somit zertifizierte Soziolog:innen, die heute Methoden in der Ausbildung von Soziolog:innen lehren.

Auch wenn die Befragten diesen Rahmen der Erzählung vom eigenen Soziologiestudium zur Lehre in der Soziologie implizit zeichnen, so unterscheiden sie sich doch im tatsächlichen und erlebten Verlauf ihrer Biografien. Doch auch der Vergleich dieser Unterschiede bestätigt die Rekonstruktion der kognitiven Verknüpfung der eigenen disziplinären Enkulturation und der gegenwärtigen Rolle. Diese Assoziation ist so stark, dass sogar Lehrende, die nicht Soziologie studiert haben, diese Verbindung herstellen:

I: Genau ähm, zum Einstieg würde ich Sie gerne bitten, Ihren eigenen akademischen Werdegang zu schildern, der Sie jetzt hier auf die Professur, in der Sie auch eine Methodenverantwortung haben, gebracht hat.

B: (.) Oh, das ist jetzt natürlich die Frage, wie weit man ausholt. Ich habe, ähm ja, ich habe Soziologie studiert, nein, ich habe Sozialwissenschaften studiert, das ist noch mal ein Unterschied an der [Universitätsname1]. (int11)

I: Gut, dann würde ich dich zum Einstieg gerne fragen nach deinem eigenen akademischen Werdegang, der dich hier auf die Position als, ich glaube, es heißt formal [Stellenbezeichnung], gebracht hat.

B: Genau, ja, angefangen hat's [als ich] 1998 angefangen [habe] zu studieren, genau, damals, ganz interessant Soziologie, nee nicht einmal Soziologie, ne Entschuldigung, es war Informatik, Philosophie und VWL. Genau. (int18)

In diesem Sinne richten auch andere Lehrende, die gleichermaßen über »Umwege« zur Soziologie kamen, ihre Eingangserzählung auf den Weg zur Soziologie aus.

I: Genau, und dann würde ich Sie zum Einstieg gerne einmal ganz offen bitten, Ihren eigenen akademischen Werdegang zu schildern, der Sie hier auf die Position gebracht hat, in der Sie ja doch auch einen, zumindest den Statistikeil, wie ich es gesehen habe-

B: Genau.

I: -einen wichtigen Bestandteil der Methodenlehre übernehmen und ja auch den Studiengang größtenteils organisieren.

B: Gut, ähm, ich habe so einen a-typischen Verlauf in dem Sinne, dass ich [den Abschluss, der zum Hochschulzugang berechtigt] nachgeholt habe, weil ich einen ganz anderen Weg eingeschlagen hatte, und dann habe ich das Ganze eigentlich dann klassisch fortgesetzt. Ich habe dann ein Unistudium

zur Soziologie. Ich habe Soziologie, Politikwissenschaft und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte studiert. Und, dann bin ich hierhergekommen. (int12)

I: Genau, als erstes würde ich dich gerne bitten, mir mal deinen eigenen akademischen Werdegang zu schildern, der dich jetzt hier auf die Professur mit Methodenverantwortung im Soziologiestudiengang gebracht hat.

B: Ja, also studiert habe ich zuerst Sozialpädagogik, in [Studienort], von [Zeitraum]. Das habe ich auch abgeschlossen. Ähm, da wollte ich noch die Welt retten und alles gut machen, ähm, und dann habe ich aber doch gesehen im Laufe des Studiums, dass das praktische Arbeiten in Jugendhilfeeinrichtungen oder irgendwie so etwas, dass das nicht so mein Ding ist und dass mir da so ein bisschen, mir fehlte so der Theoriebezug. Ich habe mich im Studium immer schon wohler gefühlt, wenn man irgendwie so mit Texte arbeiten kann, wo man irgendwie in logische[n] Gedanken denken kann oder, ja, so etwas. Das hat mir, so von der Arbeitsweise her, mehr gelegen und dann ergab es sich, dass in derselben Stadt dann gleiche, ähm, ein Soziologiestudium aufmachte- I: in [Studienort]?

B: [nickt] In dem Sommer. Und dann ähm, habe ich da angefangen. Habe allerdings dann nur ein abgebrochenes Soziologiestudium gemacht, weil mir ganz viel Altes anerkannt wurde. Sozialpädagogik hat natürlich auch damals zumindest viel soziologische Bestandteile gehabt, und die wurden dann teilweise auch angerechnet. So dass ich dann ein verkürztes Studium in der Soziologie hatte. (int03)

Trotz dieser disziplinären Rahmung der gegenwärtigen Lehrpraxis variiert die Ausprägung der Bedeutung, die der Soziologie in den Erzählungen zugestanden wird. Mal markiert sie primär eine Statuspassage (»Bin ja Diplomsoziologe« [int07]), mal wird sie affektiv als soziale (»Kontakt zur Mutterdisziplin Soziologie« [int11]) und räumliche Heimat (»wenn man aus der Soziologie kommt« [int13]) gerahmt. Dabei tritt auch die *Typik des Disziplin-Methoden-Verhältnisses* neben jene der Soziologie.

I: Ja gut, dann würde ich Sie zum Einstieg gerne einmal bitten, mir von Ihrem eigenen akademischen Werdegang zu berichten, der Sie jetzt hier auf die Stelle gebracht hat mit der Methodenverantwortung.

B: Ich habe Soziologie und Politikwissenschaft studiert in [aktueller Standort] und habe eine (.) Hauskarriere gemacht, was eigentlich, akademisch, vollständig unerwünscht ist.

I: Ja.

B: Ähm, aber das hat sich so ergeben und die, das Interesse an Methoden hat sich eigentlich im Studium schon, schon äh heraus:kristallisiert und hat sich dann eigentlich über die Lehre ergeben. Das heißt, nachdem ich dann Assistent[:in] geworden bin, war die Frage, was ich unterrichten soll, weil halt auch Lehrverpflichtung dazugehört und äh, wir hatten eine furchtbare Statistikausbildung und das war mein Antrieb, zu sagen, (.) ich möchte das besser

machen, ich möchte was Anderes machen, ich möchte die Statistikausbildung bei uns neu konzipieren, auf neue Beine stellen, ähm, das hat etwas gedauert bis man die Alten- [grinst und murmelt unverständlich] entfernen konnte-

I: [lacht]

B: Und dann halt die, die Statistik übernommen, habe zehn Jahre Statistik unterrichtet, ähm, äh- nebenbei dann auch andere Methoden, äh, hab mir dann auch (.) ähm, ja, hab mir dann auch zum Methodenthema habilitiert, bin also über die Lehre zur Forschung gekommen-

I: Ah ja.

B: Äh, und äh, betreibe mittlerweile auch Methoden, Methoden:äh-forschung, also ich forsche auch über Methoden und äh, ja, so hat sich das dann ausgeweitet. Habe die Statistik dann wieder abgegeben, bin so in die allgemeine Methodenausbildung eingestiegen und auch in der Lehre auch im fortgeschrittenen Bereich für Methoden. (int17)

Die Soziologie wird hier zwar eingangs erwähnt und markiert den Beginn des Teils der Biografie der befragten Person, welcher für das Verständnis der gegenwärtigen Lehrrolle relevant ist, verschwindet jedoch anschließend sofort. Die Relevanz verschiebt sich unmittelbar zum eigentlichen Kernthema: dem Interesse an und der Begeisterung für Methoden. Die Soziologie wird als formales Studienfach relevant gemacht, doch im Zentrum stehen die Inhalte der Studien- und Lehrpraxis mit Methoden. Kontrastierend hierzu dient folgende Eingangssequenz eines anderen Interviews:

I: Als erstes würde ich Sie gerne einmal ganz allgemein oder recht weit als [Einstieg] bitten, mir Ihren eigenen akademischen Werdegang zu beschreiben, der Sie nicht nur auf die aktuelle Position als Soziologieprofessor[in] gebracht hat, sondern vor allem auch in diese Position, in der Sie ja doch auch recht stark für eine bestimmte Methodenentwicklung stehen, und nicht nur Entwicklung, sondern auch VERmittlung, also wenn ich jetzt an [spezifischer Beitrag zur Methodenentwicklung] denke, zum Beispiel.

B: Ja, ja ok, ich meine, wenn ich, der Einstieg ist natürlich die Frage, wie kam ich in die Soziologie. Also, ich wollte nach dem Abi oder im Zuge des Abis Soziologie studieren. Das hatte mich interessiert, einfach, weil, wir in einem Kontext, Ende der 1970er Jahre, wo es einfach sehr viel Politisierung gesellschaftlich gab. Also es war die Zeit der Umweltbewegungen, der Friedensbewegungen, der, ja Neugründung von Parteien, der Grünen damals, in diesem Zeitraum. Was sehr viel, eigentlich gesellschaftlich so die Idee hinterlassen hat, dass sich irgendetwas verändert oder dass sich etwas verändern sollte, und dass da sehr viel Aufbruchsstimmung ist. Und ich war politisch sehr interessiert und eigentlich interessiert, wie Gesellschaft funktioniert, so könnte man sagen. Also, ich hatte nicht so eine klare Ideologie oder etwas, sondern mich hat einfach interessiert, was passiert da. Und habe dann ange-

fangen, Politik zu studieren auf Ratschlag einer Studienberatung, der ich nie dankbar war dafür.

I: [lacht]

B: Politikwissenschaft. Weil die meinten, dass im Grunde Soziologie oder diese ganzen Wissenschaften eigentlich sowieso keinen Job mit sich bringen und Politik gibt es immerhin und Politiker gibt es und Politikerinnen und das war dann irgendwie noch mal ein bisschen sicherer als dieses komische Fach Soziologie. (into4)

In dieser Eingangssequenz spielt nicht wie im vorhergehenden Interview die Soziologie die Neben- und die Methoden die Hauptrolle. Ganz im Gegenteil fokussiert die Erzählung vollständig auf die Motive, normativer wie epistemischer Art, der Studienfachwahl und wertet damit die individuelle, emotionale Bedeutung der Soziologie für die Lehrperson stärker auf als die reine Auflistung des Studienabschlusses.

So lassen sich die Eingangssequenzen auf einem Kontinuum hinsichtlich der Priorisierung der Disziplin oder der Methoden abtragen, jedoch mit der Schiefelage, dass die Soziologie von den Befragten *immer* bereits im Intervieweinstieg relevant gemacht wird. In Anbetracht der Tatsache, dass der Stimulus der Interviewerin im Kontrast dazu immer auf die Methoden und selten auf die Soziologie verwiesen hat, kann die stark disziplinäre Orientierung der Eingangssequenzen als Bestätigung der disziplinären Ordnung gedeutet werden. Diese strukturiert nicht nur in Form organisatorischer Strukturen die Gegenwart der Lehrpraxis der Befragten, sondern prägt auch in Form kognitiver Schemas die Deutung und somit das Handeln im Kontext der eigenen Lehre. Zudem deute ich die durchgängigen Verweise auf die Disziplin als ersten Hinweis auf das Vertrauen der Lehrenden in den nachhaltigen Effekt, den das disziplinäre Studium auf den eigenen Werdegang hatte, und damit auch auf das Vertrauen in die Stabilität der kulturellen Muster, die in diesem Lebensabschnitt angeeignet wurden. Wie zu Beginn der Arbeit theoretisch eingeführt, stehen die Lehrenden als Akteur:innen der disziplinären Reproduktion und Enkulturation auch deshalb im Zentrum meines Interesses, weil sie die entsprechende Enkulturation selbst durchlaufen (haben) und zugleich basierend auf dem im Zuge dessen entstandenen kulturellen Repertoire den Enkulturationkontext der gegenwärtigen Studierenden gestalten. Dabei sind die hierbei relevanten Kulturen zum einen die repräsentierten, disziplinär und subdisziplinär, zum anderen aber auch die erfahrene und die nun praktizierende Lehrkultur. Die Verbindung dieser beiden Ebenen, die ich zuvor primär theoretisch hergeleitet habe, sehe ich bereits in den Eingangssequenzen der Interviews bestätigt.

Wichtig als Fazit dieses Abschnittes ist die Einsicht, dass die Lehrenden ihr Lehrhandeln durchaus als *disziplinär gerichtetes Handeln* deuten. Dieses Schema ist ein starkes Element ihrer kulturellen Toolkits, wie die starke und konsistente Aktivierung dessen durch den Erzählstimulus gezeigt hat. Wichtig ist die Hervorhebung dessen vor dem Hintergrund des Forschungsinteresses meiner Studie an einer disziplinären Lehrkultur, wie ich sie bereits anhand des Diskursmaterials in Unterkapitel 4.1 zur Lehrgestalt der Soziologie diskutiert habe. Auch dort wurde deutlich, dass bei aller Uneinigkeit hinsichtlich der konkreten einheitlichen oder vielfältigen Ausgestaltung der Lehrgestalt die Fokussierung darauf lag, der Soziologie gerecht zu werden. Diese

Orientierung lässt sich also auch für die Gegenwart anhand des Interviewmaterials rekonstruieren. Im Gegensatz zum rekonstruierten Diskurs stellt sich im Kontext der Lehrpraxis jedoch die Frage, wie und ob diese disziplinäre Orientierung aufrechterhalten werden kann, wenn konkret entschieden werden muss, was wie gelehrt wird. Dann wird aus der Frage nach der Form – eine disziplinäre – eine nach konkreten Inhalten und somit die Frage danach, was gelehrt wird, wenn Soziologie gelehrt wird. Dass sich diese auf Grenzarbeit verweisende Frage innerhalb der Wissenschaft im Allgemeinen und in der Soziologie im Besonderen insbesondere für ihre Methoden stellen lässt, habe ich bereits umfassend in Kapitel 3 ausgeführt. Zudem habe ich im Unterkapitel 5.2 darauf verwiesen, dass sich der besondere Status der Methoden für die Ausdifferenzierung der Soziologie auch in der Lehre spiegelt. Ausdruck findet dies in dem Versuch der DGS, das Maß der innerdisziplinären Ausdifferenzierung zu kontrollieren und somit die Frage, was gelehrt wird, wenn soziologische Methoden gelehrt werden, kollektiv bindend zu beantworten. Methoden sind in den *Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zur Methodenausbildung* unverzichtbar als Pflichtbestandteil des Soziologiestudiums, die Deutung der Soziologie als *empirische Disziplin* wird als Imperativ gesetzt. Zugleich ist diese einheitsorientierte Rahmung der Soziologie als empirische Wissenschaft nach innen differenzorientiert. So zeichnet sich die Soziologie als Wissenschaft gerade durch ihre Methodenvielfalt aus, durch ihre Kompetenz in qualitativen und quantitativen Methoden (vgl. Vorstand der DGS, 2002).

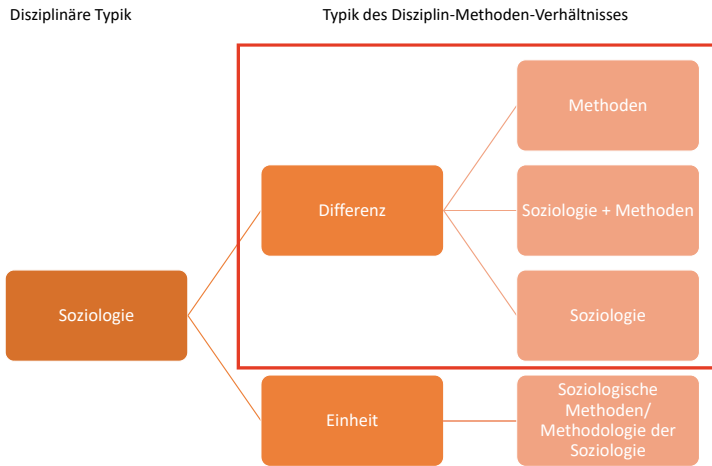
An diese Ausführungen anschließend stehen im Zentrum des folgenden Abschnittes jene Deutungsmuster, die vor dem Hintergrund dieser Grundspannung der multikulturellen Soziologie durch die Methodenlehrenden aktiviert werden, um die Kategorien der Soziologie und Methoden zueinander ins Verhältnis zu setzen. Als die zwei Deutungsmuster, die dabei die primären Quellen von »inconsistent understandings« der Methodenlehrenden darstellen, werde ich das *Differenzschema* und das *Einheitsschema* vorstellen. In Kapitel 8 werde ich daran anschließend darlegen, welche spezifischen Konsequenzen sich für die Methodenlehrenden innerhalb der Lehre auf Grund der Gleichzeitigkeit der verschiedenen Deutungsmuster ergeben.

7.3 Differenz von Disziplin und Methoden/Einheit der Wissenschaft

Na ja, überhaupt, die Ringvorlesungen würde ich jetzt nicht als soziologisch bezeichnen, aber die ist methodisch. (int08)

In diesem Abschnitt beschäftige ich mich mit einem Schema zum Verhältnis von Soziologie und Methoden, welches ich im Weiteren als *Differenzschema* bezeichnen werde (siehe Abbildung 17). Dieses Schema geht von einer kategorischen Unterscheidung disziplinären und methodischen Wissens aus. In diesem Sinne können sie, wie es in der empirischen Forschung geschieht, kombiniert werden. Vor dem Hintergrund dieses Schemas ist es sinnhaft, die Kategorie der Soziologie durch die Erweiterung zur »empirischen Soziologie« zu konkretisieren. Implizit ist auch eine Soziologie ohne Empirie, ohne Methoden denkbar, wie auch (sozialwissenschaftliche) Methoden ohne

Abbildung 17: Einordnung des Differenzschemas in die Systematik der Typiken



etwas spezifisch Soziologisches. Auf diesem Schema fußen auch die gängigen Formulierungen, wie »Methoden der empirischen/quantitativen/qualitativen Sozialforschung« im Kontrast zur »soziologischen Theorie«. Erstere ist gemäß der sprachlichen Ausdrucksform grundsätzlich erst einmal disziplinenunspezifisch, Zweitere hingegen disziplinspezifisch. Methoden leisten gemäß diesem Schema weniger die Integration in eine spezifische Disziplin, sondern ermöglichen Interdisziplinarität und die Integration aller sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Dadurch entlastet das Schema bei methodenbezogenen Konflikten auch von der Konsequenz, entlang methodologischer Grenzen über den Ein- und Ausschluss disziplinärer Zugehörigkeit zu entscheiden. Nicht zuletzt ermöglicht die kategorische Unterscheidung von Soziologie und Methoden die Existenz und Ausübung der Rolle des oder der Methodiker:in, die ihr Handlungspotenzial gerade aus der disziplinär peripheren Stellung als »Service«, den sonst »niemand machen will«, zieht. In meiner Darstellung dieses Schemas werde ich im Folgenden den Schwerpunkt auf die Verwendung der Methodenkategorie als distinkte, quasi disziplinneutrale Kategorie legen, da diese – obwohl ihr untergeordnet – den stärksten Kontrast zur bereits vorgestellten Typik der Soziologie darstellt.

Dieses Schema ist in den Interviews durchgängig präsent als diskursiver Ausdruck kognitiver Repräsentation. Zugleich ist es Bestandteil der öffentlichen Lehrkultur, materialisiert in Studienordnungen und Modulstrukturen, in Lehrveranstaltungstiteln, in der Denomination von Lehrstühlen (zum Beispiel *Professur für empirischen Sozialforschung* oder *Professur für Allgemeine Soziologie, insb. soziologische Theorie*) und in Lehrbüchern. Auch innerhalb der Strukturen der Fachvertreter:innenorganisation Soziologie findet sich diese Ordnung, zum Beispiel in Form spezifischer Methodensektionen.

7.3.1 Methoden als (disziplin-)neutrale Instrumente

I: Sehen Sie so etwas wie eine spezifisch soziologische Anwendung von Methoden empirischer Sozialforschung, was ja noch mal viel weiter fasst?

B: Ja, es gibt soziologische Anwendungen sicherlich, aber ich sehe jetzt wenig Sinn, mich jetzt darauf zu beschränken oder das sozusagen besonders deutlich zu machen.

I: Ok, also könnte Ihre Veranstaltung auch von anderen Sozialwissenschaften, das würde quasi keinen Unterschied machen?

B: Also wir hatten, also wir haben ja durchaus auch Gäste aus anderen Fachrichtungen, wir hatten es auch schon stärker bei anderen im Studienplan sogar mit drin, das ist jetzt im Moment wieder nicht so, die machen das jetzt wieder selber.

I: Da war für die auch verpflichtend, zu Ihnen zu kommen?

B: Genau, aber es unterscheidet sich, glaube ich, glaube ich jetzt, marginal, was, was jetzt die Methoden selber betrifft. Ich meine, ich weise natürlich schon auch darauf hin, dass es auch durchaus größere Unterschiede gibt in den Zielen zum Beispiel, mit denen bestimmte Methoden angewandt werden. Es ist häufig gar nicht so das Handwerkliche. Sie können einen Fragebogen, können Sie in allen möglichen Kontexten, mit allen möglichen Intentionen verschicken, häufig ist es auch nicht einmal ein Forschungsinteresse. Eine Direktive zum Beispiel, ja. Sie sagen, Sie forschen und möchten aber eigentlich zwischen den Zeilen [unverständlich]

I: Aha, dafür ließe sich ein Fragebogen dann auch einsetzen, aber das wäre dann nicht soziologisch?

B: Das ist zumindest nicht das Ziel soziologischer Erkenntnis oder wissenschaftlicher Erkenntnis.

I: Können Sie mal einen Unterschied aufmachen für mich, weil Sie sagen, dass es unterschiedliche Ziele gibt, was meinen Sie da beispielsweise, können Sie da-

B: Na ja, dass eben dieselben- oder ähnlich aussehende Instrumente eben mit unterschiedlicher Zielsetzung eingesetzt werden, da gebe ich Ihnen ein Beispiel. Wenn Sie zur Wahl gehen, dann sieht das aus wie ein Fragebogen. Da ist eine Liste, Sie sollen Sachen ankreuzen. Wenn der Forscher zu Ihnen kommt, gibt der Ihnen auch eine Liste und Sie sollen was ankreuzen. Nun könnte man denken, es ist dasselbe und es ist ja technisch auch irgendwie dasselbe. Wenn ich nun Frage, welcher Partei stehen Sie nahe, kreuzen Sie bitte an oder ob ich sage, wir machen heute eine Abstimmung, wird irgendwie der Bundestag gewählt, kreuz das mal bitte an. Aber ist natürlich ganz etwas anderes.

I: Wobei das eher die außerakademisch- innerakademische Differenz aufmacht, weil wenn man dann mal zwischen Disziplinen-

B: Nein, nein, es geht gar nicht-

I: aha, da würden Sie das nicht machen.

B: Also, kann man auch machen, aber- Man darf jetzt sozusagen die Form und den Inhalt oder die Form und den Sinn jetzt nicht verwechseln und eins in eins setzen. Sie können jemanden beobachten, um ihn auszuspiionieren

oder Sie können jemanden beobachten, um wissenschaftliche Erkenntnisse zu sammeln. Also, nicht alle Techniken, die wir anwenden, sind jetzt automatisch wissenschaftliche Techni- oder zum Erkenntnisgewinn nicht geeignet. Das ist das eine. Disziplinär, na ja gut, da sind die Unterschiede innerhalb der Sozialwissenschaften wahrscheinlich nicht so groß, ich meine, es ist ja auch sehr schwer zu sagen, wo fängt jetzt die Soziologie an und wo hört die Politikwissenschaft auf [lacht]. Aber, ist natürlich klar, dass es dann unterschiedlich gewichtete Fragestellungen sind oder unterschiedliche Erkenntnisebenen, Beobachtungsebenen oder was weiß ich. Natürlich kann man da Unterschiede machen. Ähm, aber das würde ich jetzt nicht in den Vordergrund stellen, es geht eher um ein Bewusstsein dafür, äh, dass man eben, äh, ja unterschiedliche Einsatzzwecke hat, dass man auch unterschiedliche soziale Kontexte, soziale Konsequenzen und so etwas hat. Ich meine, Probleme von sozialer Erwünschtheit, Reaktivität, so etwas ähm spielt da ja auch rein. Also, wie wird das verwendet, äh, das Wissen, das man jetzt hier, das man jetzt hier erhebt. Macht ja einen großen Unterschied, also, die entscheidet darüber, ob es jetzt wissenschaftliche Forschung ist oder nicht, aber hat durchaus auch ähm Konsequenzen für Validität, je nachdem, was Sie wissen oder glauben mit Ihren Informationen passiert. Was jemand erfährt und wenn, wer. Was der damit macht. (int02)

Gemäß diesem Interviewausschnitt eignet sich methodisches Wissens grundsätzlich nicht zur sozialwissenschaftlich-disziplinären Unterscheidung. In diesem Sinne leistet auch die Lehre dieses Wissens keinen Beitrag zur *disziplinär*-spezifischen Enkulturation. Dabei geht die Person sogar so weit, die Grenzziehung von Methoden zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft aufzuheben. Methoden tragen keinen spezifischen »Sinn«, sondern entsprechen einem kontextneutralen »Handwerk«. Dabei lässt sich diese extreme Auslegung der maximalen Anschlussfähigkeit von Methoden schon innerhalb dieser Interviewpassage nicht aufrechterhalten und so führt die Person die Unterscheidung des Handwerklichen und des Anwendungskontextes des Instrumentes ein, also dem Ziel seines Einsatz, welches dann doch spezifisch wissenschaftlich oder disziplinär sein kann. Aber dieser Deutung nach gibt es nichts den Methoden intrinsisch Disziplinäres, ja nicht einmal intrinsisch Wissenschaftliches. Entsprechend lassen sich diese Wissensbereiche auch in der Lehre unterscheiden – Methoden sind neutrale »Techniken«, das Wissen um ihren Anwendungskontext ist davon unterscheidbar. Methodenwissen ist gemäß diesem Deutungsschema Grenzobjekt entlang disziplinärer wie transdisziplinärer Unterscheidungen und somit hochgradig integrativ. Die disziplinäre Unterscheidung leisten die »Fragestellungen«, die jedoch die Methodenwahl und -durchführung nicht in jenem Maße spezifizieren, dass sie somit disziplinären Charakter bekommen. Dabei ist das Differenzschema nicht spezifisch für eine bestimmte methodologische Wissenskultur, sondern in allen Interviews aufzufinden.

I: Siehst du in der Anwendung der Methoden was spezifisch Soziologisches in deiner Arbeit? Weil es heißt ja immer, Methoden der empirischen Sozialforschung oder qualitative Sozialforschung, aber da bleibt es ja bei dem weiten

Begriff Sozialforschung und nicht Soziologie, würdest du da irgendwie was spezifisch Soziologisches benennen können?

B: Im Allgemeinen jetzt, oder-

I: Ja, oder es auch plastisch machen, jetzt spezifisch, wenn es leichter fällt, in deiner Arbeit.

B: Also, ich glaube, ich würde das gar nicht sagen, unbedingt, dass so von der Vorgehensweise, das ist was unbedingt Soziologisches, ich denke einfach, Sozialwissenschaften, da gehört nicht nur die Soziologie zu, sondern auch die Erziehungswissenschaften. [...] Aber ich glaube, in der Art und Weise, wie man Methoden anwendet, würde ich jetzt nicht unbedingt sagen, also wir haben ja auch in dieser [Bottom-up-Organisation für Austausch zu qualitativen Methoden], bin ich ja, die war ja, ähm interdisziplinär, oder transdisziplinär, also wir waren viele Erziehungswissenschaftler, wir waren Soziologen und auch jetzt in den letzten Jahren waren auch welche von Medizin, Ethik oder so. Aber ich würde jetzt, bei den Sozialwissenschaften, das ist nicht unbedingt ein Riesenunterschied ist, ob man jetzt – also rein von der methodischen Vorgehensweise, zum Beispiel, wenn man jetzt irgendwie Narrative Interviews hat, ob das jetzt ein Erziehungswissenschaftler analysiert oder ein Soziologe oder eine Soziologin, das glaube ich nicht. Die Fragestellung schon und entwickeln sich vielleicht spezielle Foci oder eben dann auch Heuristiken, die entwickelt werden daraus, aber das würde ich nicht sagen. Vielleicht noch mal mit der, mit der Linguistik noch was Anderes, aber es gibt ja da auch Überschneidungen.

I: Ja, ok.

B: Aber da würde ich nicht sagen, rein soziologisch. (int14)

Entkopplung methodologischer und disziplinärer Identität

Die Deutung der Methoden als etwas von den Disziplinen prinzipiell Separates leistet vor allem in jenen Kontexten eine Integrationsfunktion, in denen die Disziplin selbst dies nicht vermag. Das Zitat von int14 verweist beispielhaft auf eine Organisation an der Universität, die über verschiedene Fachbereiche hinweg gegründet wurde von jenen, die durch die eigene methodologische Kultur am eigentlichen disziplinären Fachbereich eine periphere Stellung einnehmen. Trotz der Selbstbeschreibung als Soziolog:in am Soziologieinstitut war es nicht primär die disziplinäre Unterscheidung, die die Person vor Ort in ein Kollektiv integrierte, sondern die methodische. Deutlich wird die interdisziplinäre Anschlussfähigkeit sozialwissenschaftlicher Methoden zur Kehrseite der Unschärfe soziologisch-disziplinärer Grenzen.

B: [...] und da war ich so ein bisschen im Dilemma, weil mir war schon klar, als ich nach [Standort] kam – nicht so klar wie jetzt – aber mir war schon klar, dass das Institut eher quantitativ ausgerichtet ist. [...] und für mich war es aber so ein bisschen, ok, da bin ich [immerhin] in meiner Stammdisziplin [...] also am Anfang fand ich das sehr schwierig, dass niemand auch versteht, wie man arbeitet und warum und was [...], das erste Jahr fand ich wirklich hart

und habe dann mich wirklich umgeschaut aktiv nach Leuten, so nach Peers, die auch qualitativ arbeiten. (int14)

Was die Methoden, wiederum getragen durch *spezifische* methodologische Kulturen, hier leisten, ist nicht nur die interdisziplinäre Anschlussfähigkeit sich disziplinär identifizierender Individuen, sondern zugleich die Stabilisierung der Grenzen der Soziologie in Anbetracht de-integrativer Erfahrungen einer eigentlich methodologisch symbolisch wie sozial stark ausdifferenzierten Disziplin. Trotz der Marginalisierungserfahrung, die in dem Zitat zum Ausdruck kommt, steht die Verwendung der Kategorie *Soziologie* für die Selbstbeschreibung der Person oder die Fremdbeschreibung ihrer Kolleg:innen, die andere Wissenskulturen vertreten, nicht zur Debatte. Trotz der Erfahrung der Anschlusslosigkeit an die Symbolsysteme und Praktiken der soziologischen Kolleg:innen, die immerhin darin resultiert, soziale Kontakte dezidiert außerhalb der Disziplin zu suchen, bleibt die Ordnungsleistung der Soziologie unverändert. Der situative Rückgriff auf das Deutungsschema des kombinatorischen Verhältnisses von Soziologie und Methode ermöglicht die Entlastung der soziologischen Identitätsarbeit. Inkongruenzen und Widersprüche zwischen der individuellen methodologischen Kultur und jenen der Kolleg:innen innerhalb der als soziologisch klassifizierten Organisationseinheit (zum Beispiel des universitären Instituts) können entkoppelt werden. Als Erweiterung zum vorhergehenden Zitat kommt im Folgenden noch stärker die individuelle Identifikation mit einer spezifischen methodologischen und in dem Sinne subdisziplinären Kultur dadurch zum Tragen, dass die symbolische wie auch soziale Exklusion durch eine andere methodologische Kultur innerhalb der gleichen Disziplin »persönlich genommen« wird.

B: Ich bin jetzt seit langem in [nicht-soziologischer Fachbereich] und es gibt aber auch ein soziologisches Institut in unserer Fakultät und das aber jetzt mit einer Ausnahme ausschließlich quantitativ orientiert ist [...]. Und, da habe ich immer wieder gehört und ich meine, das bezog sich nie auf mich als Person oder Soziolog[in] oder Lehr[person], aber da gab's, wurde mir dann von Studenten irgendwie weitergetragen, einfach dumme, polemische Aussagen zu qualitativen Methoden. Also, das ist Lyrik und das ist Phantasie und das ist, was weiß ich, ja. [...] Also, ich habe eben auch Studierende zum Teil aus der Soziologie, die dann bei mir auch Lehrveranstaltungen machen und das ist schon irgendwie, also das ist schon blöd. Weil das hat dann, auch wenn das nicht gegen die eigene Person geht und das würden die auch nie mir gegenüber sagen oder auch nicht, das denken die, glaube ich, auch nicht über mich, aber trotzdem ist es natürlich, wenn Ansätze diskreditiert sind, mit denen man aber selbst arbeitet, dann merkt man schon, dass es an bestimmten Stellen eben auch in der Soziologie – da ist [Standort] vielleicht auch ein besonderes Pflaster oder SICHERLICH ein besonderes Pflaster – auch einfach keine Akzeptanz nach wie vor gibt von qualitativen Methoden, ja. [...] Und ich habe meine Kooperationspartner halt immer aus anderen Fächern gehabt. Und das hat aber auch eben schon ein bisschen was damit zu tun. (int16)

Auch in diesem Zitat drückt sich eine Diskriminierungserfahrung aus,⁵ die zwar kulturell-kollektiv (gegen *qualitative Methoden* und implizit ihre Repräsentant:innen) gedeutet, aber auch persönlich empfunden wird.⁶ Trotzdem führt dies wieder nicht dazu, dass sich die befragte Person selbst oder jene Soziolog:innen, die in dem beschriebenen Kontext eine konkurrierende methodologische Kultur vertreten, symbolisch aus der Soziologie ausschließt. Es gibt augenscheinlich kaum Gemeinsamkeiten zwischen den in der Erzählung repräsentierten methodologischen Kulturen. Forschung und Lehre der befragten Person finden auch organisatorisch unterschieden in einem anderen Institut statt, und doch dient symbolisch die *Soziologie* weiterhin als einende Klammer. In diesem Kontext kann die methodologische Kultur aus der disziplinären ausgeklammert werden, so dass der Konflikt mit der einen nicht zum Konflikt mit der anderen führt. Einen ähnlichen Zweck erfüllt die Deutung erfahrener Konflikte mit Vertreter:innen anderer methodologischer Kulturen als standortspezifisch, die Deutung des Standortes als »besonderes Pflaster«. Dabei lässt sich der räumliche Rahmen für diese Art der *Erklärung* der Erfahrung mangelnder Integration beliebig weit ziehen: »[Die internationale Konferenz] ist spannender, weil vieles im deutschen Soziologiebereich, oder im Methodenbereich ist nicht interessant. Und international ist viel besser. Ich habe in Deutschland so gut wie keinen, mit dem ich mich über [methodische Spezialisierung] austauschen kann« (int07).

Die Leistungen der kategorialen Trennung von Soziologie und Methoden liegen also grundsätzlich zum einen in der Anschlussfähigkeit an andere wissenschaftliche Disziplinen und zum anderen in der gleichzeitigen Aufrechterhaltung disziplinärer Grenzen trotz interner, methodologischer Spannungen.

7.3.2 Methodenrollen

Das Differenz- bzw. kombinatorische Schema lässt sich auch in institutionalisierter Form im Modus öffentlicher Kultur in Rollen- und organisatorischen Strukturen der Disziplin und ihrer Lehre rekonstruieren.

Die Identität als Methodiker:in

B: [...] da gab's [...] auch einen sehr netten Kollegen, [...] [der] war da auch ein bisschen ein Vorbild als Methodiker, der da gearbeitet hat und da habe ich mich da so in diese Richtung orientiert. (int08)

Eine spezifische Rolle, die durch die Unterscheidung von Soziologie und Methoden sinnhaft wird, ist die des Methodikers oder der Methodikerin. Im Sinne des Differenz-

-
- 5 Vielfach werden auch weniger drastische, im Prinzip aber ähnliche Erfahrungen berichtet, zum Beispiel »Ich bin eigentlich die einzige, es gibt jetzt, glaube ich, noch eine zweite neue mit der, also, muss ich mal gucken, aber ich glaube, ich war lange die einzige [Person], die überhaupt mit qualitativen Methoden arbeitet. Und ich sehe da nicht so richtig, also auch die Themen, die die dann besprochen werden, die sind für mich nicht so richtig anschlussfähig [am soziologischen Institut]« (int09).
 - 6 Den Bezug zur »eigenen Person« führt die befragte Person zwar zur Abgrenzung ein, hebt diese durch »aber trotzdem« dann wieder auf.

schemas stellen die Rolleninhaber:innen ihre spezialisierte Leistung in Forschung wie Lehre potenziell ungeachtet disziplinärer Grenzen zur Verfügung und sind in diesem Sinne interdisziplinär anschlussfähig.

[Im Kontext umfangreicher Ausführungen zum Potenzial von *Big Data* in der Soziologie:]

B: Also zum großen Teil, viele von den Sachen, die diskutiert werden, bräuchte ich überhaupt [nicht], da kann ich die herkömmlichen Konzepte zum Umgang mit Prozessdaten [nehmen], da brauche ich jetzt keine neue Methodologie. Was eher spannend wäre, aber da müsste man ganz anders diskutieren, was jetzt der Unterschied von zwischen den digitalen und analogen Prozessdaten ist. Das, das läuft parallel, aber da kristallisiert sich jetzt erst seit so 5 bis 6 Jahren überhaupt raus, dass sie so etwas wie erste Hinweise, was man dazu sagen könnte, was man dazu rausgeben könnte, wo man auch eine Empfehlung machen könnte.

I: Aus methodischer Sicht?

B: Na die Aufgaben der Methoden ist ja, Empfehlungen an die Kollegen zu machen bei der und der Frage. Also, wenn du jetzt das Problem umkehrst, sagst, ich habe ein bestimmtes inhaltliches, theoretisches Problem, wie setze ich das um, ist meine Aufgabe als Methodiker[:in], auf der einen Seite Forschung dazu zu machen [...] und dann Handlungsempfehlungen [zu formulieren], weil dich als Anwenderin interessieren dann ja vielleicht nur die Empfehlungen, die ich machen kann. (into5)

B: Also, wir stellen, wenn man das so sagen will, das Handwerkszeug oder den Werkzeugkasten her, damit Soziologen damit ordentlich arbeiten können. [...] es gibt ja fast kein Gebiet, das ohne Daten auskommt inzwischen, also. [...] Weil da haben wir jetzt, [was] weiß ich, Mediziner, Sexualwissenschaftler, Juristen, Theologen, ja. [...] mit denen haben wir schon Studien gemacht und die brauchen das [...]. (into8)

In beiden Interviewpassagen drückt sich exemplarisch die Identifikation der Befragten mit der Rolle der Methodikerin oder des Methodikers aus, die ihre eigene Arbeit als Serviceleistung für disziplinäre »Anwender« rahmen. Das Schema, das Methoden und Soziologie trennt, wird hier über die Arbeitsteilung zwischen Rollenträger:innen verkörpert. Die im Kontext der Ausübung dieser Rolle mögliche Entkopplung von Disziplin und Methode entlastet erneut von Zwängen und Konflikten disziplinärer Zuordnung, inner- wie außerakademisch, und eröffnet dadurch strategische Handlungsräume.

[Die befragte Person berichtet von ihrer Arbeit im Rahmen eines Forschungsprojektes:]

I: Ok, und da haben Sie sich dann in die qualitativen Methoden vertieft, und-

B: Ja, und auch Seminare gegeben, also Kurse gemacht, Workshops gegeben uns so.

I: Ok, das war dann auch die Lehr-, also einfach als Teil der Mitarbeiter:instelle, wie auch die Beteiligung an den Projekten?

B: Also das sowieso, als Teil der Stelle ist ja üblich, dann an der Uni auch Seminare zu machen. Und dann habe ich auch Workshops, wurde ich angefragt zum Teil und hab Workshops gemacht und hab das auch später versucht in die Selbstständigkeit umzuwandeln, deshalb weiß ich auch nicht mehr so genau, wann war genau was. Aber so in der, in der Richtung.

I: Selbstständigkeit meint Beratung in Methoden, oder wie-

B: Ja, ich hatte ja keine, also ich war ja eine der üblichen Mitarbeiter[:innen], die, wenn [er/sie] Pech hat Halbjahresverträge, wenn [er/sie] Glück hat Dreijahresverträge kriegt und dieses Damoklesschwert dieser 6-Jahres-Frist [...] [kurzes Gespräch über das Wissenschaftszeitvertragsgesetz] Jedenfalls, und ähm, da halt irgendwann auch die Stellen ausgehen, habe ich halt irgendwie geguckt, wo ich unterkomme, was ich mache. Und die Selbstständigkeit war eine Idee. Und dann habe [ich] zwei Qualifikationen, einmal [spezifisches kulturwissenschaftliches Wissen] und einmal die Methoden und dann habe ich mich halt versucht, mit beiden Standbeinen zu qualifizieren. (into1)

Wie bereits zuvor beschrieben, impliziert die kombinatorische Logik des Differenzschemas zugleich das Potenzial der Entkopplung. In Folge eröffnet die Rolle als Methodiker:in die Möglichkeit, die disziplinäre bzw. die wissenschaftliche Zugehörigkeit situativ latent zu lassen und dadurch neue Handlungsräume, hier bezüglich der individuellen Existenzsicherung, zu generieren. Im Kontext unsicherer Anstellungsverhältnisse innerhalb der Wissenschaft wird dem Methodenwissen das Potenzial für einen alternativen Karriereweg zugeschrieben.

Im extremen Fall kann die Entkopplung nicht nur als disziplinär neutral, sondern gar neutral im Kontext kultureller Konflikte gedeutet werden. So wird die Selbstidentifikation als Methodiker:in mit dem Potenzial verbunden, nicht nur in disziplinären und anderen wissenschaftlichen Konflikten als *neutral* zu gelten, sondern auch in institutsinternen und sogar »ideologischen« Konflikten.

B: [...] und da bin ich mal ein bisschen mit dem damaligen Chef von diesem Institut aneinandergeraten, weil ich mich irgendwo in eine bestimmte Richtung vorgewagt habe zu denken, um es mal vorsichtig zu sagen, die nicht so ganz seinen Vorstellungen entsprach. Und um dem zu entgegnen, ist man natürlich bei den Methoden am ehesten aufgehoben. Also, ein Mittelwert, ein Fragebogen, äh, das, wie man Interviews macht, ist ja so ideologisch indifferent. (into8)

Die Aktivierung der Interpretation von Methoden als *neutrale Instrumente* befreit in diesem Kontext von streng definierten, kollektiv wirksamen sozialen wie symbolischen Grenzen. Methoden dienen in der Auslegung eben gerade *nicht* der Grenzziehung, zur Markierung disziplinärer »turfs«, sondern der freien Ermöglichung professioneller Arbeit. Zur Aktivierung dieses Potenzials bleibt in spezifischen Kontexten methodisches Wissen frei von disziplinärer oder anderen Formen der Vereinnahmung.

[Im Kontext der Erzählung des akademischen Karriereverlaufs:]

B: Und da war ich dann, war ich dann auch HIER, uuund- ja. Da habe ich mich beworben und, ja.

I: Und da haben Sie die Professur dann auch bekommen und das war auch konkret mit der Methoden- also mit der Denomination Methoden der empirischen Sozialforschung?

B: Methoden der empirischen Sozialforschung, ja. Ohne weitere Zusätze, was ich sehr spannend finde. Also, nicht plus Sozialstruktur oder plus irgendetwas anderes, sondern NUR. (into8)

Das Rollen-/Stellenpotenzial in der Methodenlehre

An die Methodiker:innen-Rolle schließt die bereits erwähnte organisatorisch stabilisierte Rolle der Methodenprofessur an. Diese Denomination verweist auf spezifische Verpflichtungen in Forschung und Lehre⁷ und ist somit auch als eine Ausprägung der Institutionalisierung des Differenzschemas zum Verhältnis von Disziplin und Methode im Soziologiestudium zu verstehen. Gleiches gilt für die Studien- bzw. Modulstrukturen. Beispielhaft ist dies an dieser Stelle anhand der Kurzfassung der *Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) zur Ausgestaltung soziologischer Bachelor- und Master-Studiengänge* illustriert, für eine ausführlichere Version siehe Unterkapitel 4.1.5:

Der Anteil der Soziologie als 100 % gesetzt soll sich etwa wie folgt auf die größeren Teilgebiete aufteilen:

- 25 % Soziologisches Denken/Theorien
- 20 % Methoden/Lehrforschung
- 10 % Sozialstruktur
- 30 % spezielle Soziologien und Vertiefungsgebiet
- 15 % B.A.-Arbeit (Deutsche Gesellschaft für Soziologie, 2005)

Das Differenzschema ist folglich in die Strukturen der disziplinären Lehre eingeschrieben, wodurch beispielsweise die Unterscheidung von *soziologischem Denken* und *Methoden* im verpflichtenden Grundstudium möglich wird, oder auch die Unterscheidung methodenspezifischer und anderer Denominationen und damit Zuständigkeiten der Professuren der Soziologieinstitute. Dabei sind nicht nur Methoden und Soziologie als Kategorien voneinander unterschieden, sondern auch die Ordnung von Lehre und Forschung.

I: Jetzt sind Sie hier seit letztem Jahr-

B: Ja.

7 Siehe beispielsweise Ausschreibungen für entsprechende Professuren im Erhebungszeitraum 2019 und 2020 in Bremen (Universität Bremen, 2019), Mainz (Universität Mainz, 2019), Aachen (RWTH Aachen, 2020). Stuttgart (Universität Stuttgart, 2019) hingegen formuliert die Kompetenzerwartungen im Bereich der Methoden nur explizit hinsichtlich der Lehr- und nicht Forschungsaufgaben.

I: -wenn ich das richtig verstehe. Und wie kam das hier, war das eine reguläre Ausschreibung, oder?

B: Ja, genau.

I: Und dann hat ihr gutes Methodenprofil quasi Wirkung gezeigt, dass Sie hier-

B: Nee, ich glaube, das war eher mein inhaltliches Profil, da ich ja auch zu [Forschungsthemen] forsche und wir haben hier, ähm, [Name des/der Kolleg:in1], [die/der] ja auch die qualitativen Methoden vertritt, aber ähm auch zu [Forschungsthema1] forscht, ähm, als auch [Name des/der Kolleg:in2], [die/der] unter anderem zur [Forschungsthema2] forscht und von daher passte das eigentlich inhaltlich ganz gut. Also ich, das war dann eher der ausschlaggebende Punkt.

I: Ok.

B: Also glaube ich, so habe ich das jetzt rausgehört.

I: Ok, dass man wie so eine Art Spezialisierung, des Studienstandortes oder der Soziologie hier...

B: Ähm, ja man will ja, also die wollten dann, glaube ich, jemanden haben, der auch anschlussfähig ist, also jetzt nicht ähm jemanden, der jetzt ähm Fertilität in Südafrika oder so

I: [lacht] Ok, das war jetzt das, was am weitesten entfernt ist, ok.

B: Sondern schon irgendwie was, wo sich dann auch Kooperationsmöglichkeiten ergeben.

I: Ok, aber sieht man das dann auch in der Lehre, oder Sie werden, oder haben Sie, also merken Sie das, dass sich das irgendwie produktiv dann entfaltet? Weil das ist ja erst mal eine schöne Idee, aber merkt man das dann in Lehre oder Forschung?

B: Ähm, also in der Lehre natürlich nicht so wirklich, weil da ähm, bin ich jetzt ja für die Methoden zuständig. Äh, in der Forschung, ja, das läuft jetzt so ein bisschen an, also mit [Name des/der Kolleg:in1], da wollen wir jetzt ein Projekt starten und auch mit [Name des/der Kolleg:in2], gibt es auch die Idee, mal was gemeinsam zu machen. (int10)

Die Verinnerlichung der Entkopplung der Rolle der Methodenlehrenden von anderen disziplinären Wissensbereichen und ihren Repräsentant:innen am Institut zeigt sich hier eindrücklich in dem kategorischen Ausschluss der Zusammenarbeit im Bereich der Methodenlehre. Dabei wird nicht nur die Entkopplung von Methodenwissen und anderen Domänen bekräftigt (»natürlich nicht«), sondern dies insbesondere für den Lehrkontext getan. Im Gegensatz dazu scheint eine Kooperation in der thematisch gerahmten Forschung durchaus möglich.

Darüber hinaus klingt in diesem Zitat die Ausdifferenzierung des Differenzschemas zum Verhältnis von Soziologie und Methoden an. Neben der Fokussierung auf eine der beiden Kategorien, wie in der Rolle des Methodikers bzw. der Methodike-

rin, lässt sich aus den evaluativen Äußerungen der Methodenlehrenden eine weitere Ausprägung des Differenzschemas rekonstruieren. Sie zeichnet sich durch die Umkehrung der Statusordnung von Methoden und Soziologie zu Ungunsten der Methoden ab. So deutet das letzte Zitat bereits an, dass der soziologischen Forschung das Potenzial zugeschrieben wird, unterschiedliche Rollenträger:innen der Lehre zu integrieren. Den Kontrasthorizont hierzu stellen die Methoden, die in dem Zusammenhang de-integrieren. Kontraintuitiv zeigt sich dabei, dass der »reinen« (int09, int10) Methodenfokussierung nicht nur Handlungspotenzial jenseits der Wissenschaft zugeschrieben wird, sondern dass die Rolle des Methodikers bzw. der Methodikerin ihr handlungsmächtigendes Potenzial gerade aus einem Statusgefälle zu anderen disziplinären Wissensdomänen bezieht.

[Beginn des Interviews, die befragte Person hat kurz die Studienorte und -fächer ausgeführt:]

B: Ja und dann habe ich mich beworben und bin nach [Name Standort2] gegangen als Mitarbeiter von [Name eines deutschen Soziologen].

I: Ah ja, ok.

B: Und ja, das war eigentlich sehr gut. Da hatte ich auch wieder viele Freiheiten, ich kam dann auch nach [Stadtname] und dachte mir: »Methodenparadies« und habe festgestellt, dass [Name Standort2] wesentlich weiter hinter [Name Standort1] zurück war.

I: Ah ja, inwiefern?

B: In Methoden

I: Also, was meinen Sie mit-

B: Die Angebote in Methoden waren deutlich geringer.

I: Von der Menge her, oder?

B: Von der Menge her. Und ich war natürlich damals neuer, gerade Examen, war natürlich in dem Grundstudium, habe dann Methoden unterrichtet. Wer Methoden unterrichtete, war immer freigestellt bei ihm. [Name eines deutschen Soziologen] hatte sieben Mitarbeiter, sieben Assistenten und er brauchte immer irgendein, ein bis zwei Dumme, die dann Methoden unterrichteten, Statistik unterrichten.

I: Wieso sagen Sie »zwei Dumme«?

B: Ja, weil die Leute das eigentlich gar nicht wollten, seine Mitarbeiter. Das waren ganz wenige, die das wollten.

I: Ok.

B: Und ein anderer, der das immer wollte, war [Names eines Kollegen, Soziologe] und ich. Wir kamen zusammen dahin und wir beide haben dann immer gesagt »Ja, machen wir«. Ne, und damit waren wir frei. Ich war auch bei [Name eines deutschen Soziologen] mehr oder weniger freigestellt von irgendwelchen: ich brauchte, ich habe einmal ein Seminar mit ihm gemacht und war dann aber mehr oder weniger freigestellt.

I: Frei von ...?

B: ... anderen Aufgaben des Instituts.

I: Ok. So administrative Geschichten?

B: Ja. War völlig freigestellt. Konnte forschen. Er hat mich immer unterstützt, wenn ich irgendwo hingehen wollte oder hinfahren wollte, habe ich Gelder bekommen.

I: Mhm.

B: Und ich hatte da volle Unterstützung.

I: Wie begründen Sie das? Ist das weil er so dankbar war, dass Sie das so bereitwillig...

B: Ja, dass ich Methoden machte. Dass ich dann, wenn Methodenfragen waren, Methodenfragen beantwortet habe.

I: Von ihm, oder von wem?

B: Von ihm oder ausm Lehrstuhl, von anderen Mitarbeitern. Die habe ich dann auch mitbeantwortet. Und dann war ich eben frei von diesen ganzen administrativen Geschichten. Ich war frei von irgendwelchen, dass ich für ihn Masterarbeiten korrigieren musste oder helfen musste. War eigentlich gar nicht, ne. Ich glaub, in den fünf Jahren, ersten fünf Jahren, eine Arbeit hatte ich. Die sehr methodisch orientiert war.

I: Das hat Ihnen dann wahrscheinlich auch nicht, hat sie nicht gestört.

B: Hat mich nicht gestört, nein nein, das hat mich überhaupt nicht gestört. Und insofern war ich frei, ne. Konnte dann forschen so viel ich wollte, ich konnte publizieren. [Nennt Kontakte zur anderen methodenspezialisierten Person] Hab andere Kontakte aufgebaut, weil ich war dann nach kurzer Zeit, ich war erst im Seminar für Soziologie. Und da hat [Name eines deutschen Soziologen] auch schnell festgestellt, dass da nicht der richtige Arbeitsort für mich ist.

I: Inwiefern?

B: Ja, weil da die Leute eigentlich kein Interesse hatten an Soziologie, an Methoden schon gar nicht. Und da hat er mich gefragt, wo ich hin möchte, entweder bei ihm ins Institut oder ins [Infrastruktureinrichtung]. (into7)

Dieser Interviewausschnitt steht exemplarisch für jene erzählten biografischen Karrieren, in denen die Identität als Methodiker:in das dominante Motiv ausmacht. Ganz deutlich wird die Ausübung dieser Rolle mit dem individuellen Erfolg ihrer Träger:innen belohnt, weil sie unter anderen Soziolog:innen einen niedrigen Status besitzt. Pointiert kommt in den ironischen Selbstbeschreibungen der augenscheinliche Widerspruch zwischen der existierenden Rolle – jemand muss im Rahmen des Soziologiestudiums Methoden unterrichten – und dessen niedrigem Status innerhalb der damaligen Referenzgruppe zum Tragen. Es sind »die Dummen«, die Methoden und Statistik lehren. Sie erledigen den Job, den sonst niemand machen möchte oder kann. Dabei wird diese – kulturell verstanden – Außenseiterposition mit beruflichem

Aufstieg belohnt, mit »vielen Freiheiten« und Ressourcen. Narrative der Aus- und Abgrenzung gehen Hand in Hand, die soziale und Rollenidentität sind identisch. Das Motiv des *Andersseins* hinsichtlich methodischer Interessen und Kompetenzen ist auch deshalb elementarer Bestandteil einiger Lehrendenbiografien, weil sie gerade diesem Anderssein ihren beruflich erfolgreichen Verlauf zuschreiben. Methoden machen – um damit dezidiert nur eine Seite der Unterscheidung des Differenzschemas zu bedienen – heißt, frei, aber auch isoliert zu sein.

B: [...] ich kann mich erinnern, wie ich dann angeboten habe, ich mache die Statistikausbildung bei uns, ich mache ein neues Konzept, ich setze das auf neue Beine. Äh, hat die Institutsleitung gesagt, »dolle Idee, aber wir können die, ich meine, die damalige Kollegin nicht einfach vor die Tür setzen«, ja. Das hat dann etwas gedauert-

I: [lacht] bis man sie vor die Tür gesetzt hat?

B: [lacht] bis der Leidensdruck groß genug war. Und andere Dinge sind, äh, jedes Mal, wenn ein Curriculumwechsel ansteht, ja, also und solche Studienpläne werden eigentlich im Abstand von einigen Jahren immer wieder überarbeitet, kleinere oder größere Überarbeitungen und äh, das sind, äh, diese Überarbeitungen sind immer auch ein Abbild von Interessen, von Machtstrukturen, äh, jemand glaubt, er muss sich da durchsetzen und so, und so weiter und die die Methodenausbildung, ähm, ja, läuft da meistens so nebenbei. [...] Man hat, also, wenn man so ein kleines Institut ist, hat man natürlich auch Freiheiten, ja. Man hat auch aus der Notwendigkeit [heraus], man ist froh, dass das jemand macht, dass sich jemand darum kümmert, ja. Und ähm und aber bei solchen formalen Dingen wie Prüfungsordnungen, Studienpläne, da wird dann wieder versucht die, die eigenen Claims abzustecken, ja.

I: Ok. Aber »sich um etwas kümmern« meint jetzt so etwas wie mal eine neue Studienordnung aufsetzen oder meinen Sie damit, erweiterte Möglichkeiten für den Master anzubieten, oder? Sie hatten jetzt nur gesagt, »ist man da dankbar, wenn sich jemand drum kümmert«, aber worum?

B: Im Prinzip beides, ja, also es gibt so die formale Regelung, ja, in der, in der Studienordnung. Klar, da werden Dinge festgeschrieben. Aber, es gibt auch den Bereich, wie man, wie man die dann lebt, wie man die ausfüllt, wie man die äh, ja, wie man damit umgeht. [Berichtet von standortspezifischen Interna] Ähm, und und ja, insofern ist, damals waren wir tatsächlich froh, dass dass jemand da ist, der sich um das Thema, das eigentlich sonst niemanden wirklich interessiert hat, ja, dass sich jemand gekümmert hat, ich möchte Statistik machen, ich möchte Methoden machen, äh, das ist, macht mir Spaß, ist spannend, und alle andere haben gesagt, ja, gut, weil dann brauchen wir das nicht machen, ja.

I: Ja, und offenbar hat sich ja auch, also, haben Sie das ja strukturell verändern können, weil Sie ja jetzt auch eine eigene Professur haben [...]

B: Und meine Stellung ist wieder (.) spezifisch, ist eigentlich keine volle Professur, ja, sondern ich bin [spezifische Stellenbeschreibung]. Das gehört formal sogar nur zum Mittelbau.

I: Ja.

B: Ja, äh, aber also ich bin habilitiert, habe alle, habe alle Pflichten, ja, aber weniger Rechte. [lacht]

I: Ah ja, ok.

B: Ja, also insofern ist, wurde jetzt, wenn man die Struktur anschaut, keine eigene Professur für Methoden geschaffen, das heißt, wenn ich ausscheiden würde, wäre dann die Frage, wie würde das nachbesetzt. (int17)

Wieder reproduziert sich zum einen das Differenzschema, welches es nicht nur ermöglicht, von *Methoden* ohne *Soziologie* zu reden, sondern auch Rollen zu schaffen, auszuüben und sich anzueignen, denen durch die Methodenassoziation besondere Freiheitsgrade zugeschrieben werden. Methoden sind dahingehend von Soziologie untrennbar, dass die Notwendigkeit, das entsprechende Wissen im Studium vorzuhalten, außer Frage steht. Zugleich sind sie unbeliebt in der Forschung und in der Lehre, wie bei into7 anklingt, so dass konkurrenzfreie Räume wahrgenommen werden durch jene, die sich des Notwendigen, aber Unerwünschten annehmen. Dabei erwachsen aus der Differenz von Methodenrelevanz und Methodenstatus innerhalb der Soziologie, wie sie hier rekonstruiert wurde, weitere Rollenpotenziale auch jenseits der Professur. So zeigt sich in den Interviews wiederholt das Potenzial des Differenzschemas, durch die Bereitstellung spezifischer Rollen der Methodenlehre zur Sicherung einer eigenen Stelle beitragen zu können.

In diesem Sinne ist ein weiterer thematischer Kontext innerhalb der Interviews, in dem sich das Differenzschema sehr dominant reproduziert, der Lehrbereich der Statistikausbildung. Zwar ist sie verpflichtender Kernbestandteil aller Methodenmodule, wird jedoch als »Hilfswissenschaft« (into3) gedeutet und somit jenseits disziplinärer Grenzen verortet, denn »das ist natürlich schon eher eine allgemeine Statistikausbildung, ohne, dass man jetzt das speziell auf Sozialwissenschaftler abstimmt. Das sind einfach Grundlagen« (into2). Im Extremfall wird dies in der Form institutionalisiert, dass entsprechende Lehrangebote ausgelagert werden an mathematische oder wirtschaftswissenschaftliche Lehrstühle. Während die Soziologie in der Regel mindestens eine Professur mit Verantwortung für die Methodenlehre vorhält, scheint die Statistik in der Vorstellung von Methodenlehrenden wie auch in ihren organisatorischen Konsequenzen *noch weniger* disziplinär gebunden. Sie wird nicht nur kategorisch unterschieden, sondern zuweilen auch organisatorisch. Sie ist ein disziplinunabhängiger »Service« (into3). Was die teilweise Exklusion der Statistik aus den Zuständigkeiten der Soziologielehrstühle bei gleichzeitiger Institutionalisierung in Form eines Pflichtbestandteiles im Studium jedoch ermöglichen kann, sind augenscheinlich Dauerstellen. Dabei bleiben diese Dauerstellen mit der Aufgabe der Statistiklehre innerhalb soziologischer Institute dem Status der Professur untergeordnet, reproduzieren in dem Sinne den Status der Statistik als der Soziologie externer Wissensbestand:

B: Ähm, ja und so bin ich dann hier an der Uni reingerutscht und habe dann nebenher noch eine ganze Menge andere Sachen [gemacht], also auch wegen dem Gehalt, weil das nicht gereicht hat, ist ja keine ganze Stelle, eine ganze Menge Sachen nebenher machen müssen. Und ähm mache das auch noch bis heute alles, also viele Sachen nebenher, weil das sozusagen, jetzt habe ich ja eine halbe Stelle, das war damals ein bisschen weniger, jetzt ist es ungefähr eine halbe Stelle, ähm, und da bin ich so reingerutscht. Und dann haben sie irgendwann einmal, aber das ist eigentlich- die Sache, dass ich jetzt diesen Vertrag habe, der unbefristet ist, hat nur was eigentlich damit zu tun, dass sie irgendwann mal in diese Kettenvertragsregel reingekommen sind und ihnen das eingefallen ist und dann-

I: Was meinst du? So Wissenschaftszeitvertrags[gesetz]mäßig-

B: Genau, [...] und ähm für Lehre kann man das relativ lange machen. Das ist anders auch für Projektmitarbeiter und ich war dann zwischendurch mal im Projekt angestellt und dann gab es da ein paar Quälereien und dann hat man halt irgendwann mal gesagt, weil es eigentlich, so wie es hier ist, ich werde auch, also wenn man extern angestellt ist, wird man genauso bezahlt, als wenn man fix angestellt ist. Der einzige Unterschied ist, dass es ein unbefristeter Vertrag ist, ja. Man kriegt das gleiche Geld, ich habe das gleiche Geld bekommen vorher wie jetzt. Der einzige Unterschied ist, es ist unbefristet und ich unterrichte halt Grundlagen, das heißt, ich unterrichte die immer und die brauchen wir auch immer, von dato war das also für die Universität budgetmäßig ein Nullsummenspiel und das haben wir denen irgendwann mal klargemacht und dann haben die das gemacht. Und so hat sich das eigentlich ergeben, dass ich das, genau. So kam im Grunde auch die Stelle nur zustande, das war jetzt keine-

I: Die gab es nicht.

B: Ja, die gab es in dem Sinne nicht, das war eine, ähm, ja, weil die Uni berechnet hier die Stellen nach einem Schlüssel, [wenn] die eine Person anstellen und in jedem Vertrag steht eine gewisse Stundenzahl und diese Stundenzahl, die nimmt man und dann guckt man ins Curriculum mit der Anzahl an Studierenden, wie viele Stunden braucht [man] und dann kriegt man sozusagen zwischen dem, was man an festem Personal hat und dem, was man noch braucht, kriegt man ein Budget, damit man das extern einkaufen kann und jetzt hat man sozusagen meine Stelle von dem Budget, ja, aber das ist ja für die Uni egal und von daher, ja.

I: Ok, also du bist hier unbefristet, aber es sind trotzdem 50 % nur.

B: Genau, ja, und [Stellenbezeichnung], muss man auch dazu sagen, das ist eine, weil die Universität hat dann, es gibt ja verschiedene Kategorien, was man alles so machen kann und [Stellenbezeichnung] sind halt 100 % für die Lehre angestellt, das heißt, die sind keinerlei, das gibt es keinerlei irgendwie für Forschung oder irgendetwas. (int18)

Durch die Verknüpfung des Status der Statistik als Pflichtbestandteil des Soziologiestudiums mit der organisatorischen Stellenstruktur, in die die disziplinäre Lehre eingebettet ist, ist es gelungen, die Rollenstruktur zum individuellen Vorteil zu ändern. In diesem konkreten Fall der beschriebenen Aushandlung des institutionellen Status der Statistik offenbart sich einmal mehr die Ambivalenz des Differenzschemas. Die Statistik kann in ihrer Deutung als »Hilfswissenschaft« aller wissenschaftlichen Disziplinen als Symbol der Einheit der Wissenschaft gedeutet werden, dem widerspräche eine spezifisch soziologische Organisation. Und doch erfolgt vielfach eine Rückbindung an das soziologische Institut, sei es über die Etablierung entsprechender Dauerstellen oder über enge Absprachen mit jenen, die die »Service«leistung der Statistiklehre erbringen.⁸ So ist neben der Methodenkategorie auch die Statistik allgemein und zugleich disziplinspezifisch.

Entkopplung von Methodenrolle und disziplinärer Identität

Der scheinbar paradoxe Befund zum Stellenpotenzial der ausdifferenzierten Methodenlehrrolle auf der einen und dem geringeren Status der ausdifferenzierten Identität als Methodiker:in auf der anderen Seite zeigt sich auch bzw. insbesondere bei jenen ohne die entsprechende Identität, aber mit der Rolle. So wurde ich innerhalb der Interviews häufig korrigiert, weil ich fälschlicherweise von der Rolle als Methodenprofessor:in auf die Identität als Methodiker:in geschlossen bzw. dies impliziert habe.

I: [...] weil Sie ja auch den Methodenfokus haben und der sich ja auch im Lehrbuch ...

B: Ja, aber nicht nur! Keineswegs nur, ne. Viele wollen mich da immer drauf reduzieren. Mich interessieren ganz andere Sachen im Moment viel mehr. (int15)

B: Ja, nee, ich bin da auch so ein bisschen reingerutscht, auch über die Professur in [Unistandort3], die dann ja für Sozialstruktur und Methoden war, und dann konnte ich das schon mal vorweisen, na ja, ich habe auch hier, auch was für Methoden vertreten und dort auch schon meine Statistik-Vorlesung gehalten und dann war ich natürlich auch für eine reine Methoden- äh, also für die Vertretung einer reinen Methodenprofessur einschlägig und ähm, ja, und dann habe ich dann natürlich noch weitere Lehrerfahrung, ähm gesammelt und bin da also so ein bisschen reingerutscht, weil ich bin kein, ich bin eigentlich [kein:e Methodiker:in]. Also, ich ähm entwickle keine Verfahren oder ich forsche NICHT methodisch, sondern ich habe rein inhaltliche Forschungsinteressen.

I: Und trotzdem sagen Sie, sind Sie da so REINgerutscht, oder war das schon auch trotzdem ein bewusster Weg, also, Sie haben ja auch jetzt hier die Methodenprofessur.

B: Äh, ja, nee, nicht so ein bewusster Weg, aber in dem Bereich gab es viel mehr Stellen, oder gibt es viel mehr Stellen als im Bereich Sozialstrukturan-

8 Alternativ wird die Statistikausbildung von den Methodenlehrstühlen geleistet.

lyse. Von daher, und, oder dann bin ich über die Vertretungsprofessuren da so ein bisschen reingeruscht und konnte mir da dann auch ein entsprechendes Profil zulegen und war von da an natürlich auch für die Bewerbungen von Methodenprofessuren einschlägig, zumal an so kleineren Standorten wie [aktueller Standort], da sucht man jetzt auch [keine:n reine:n Methodiker:in], sondern auch dann jemanden mit einem inhaltlichen Schwerpunkt, der dann auch noch ähm anschluss-anchlussfähig ist zu den, zu den anderen Lehrstühlen, also, ähm, die die größeren (.) Institute, wie zum Beispiel [Ort der Uniz], äh, die können es sich natürlich leisten, dann irgendwie da einen reinen Methoden-ähm Professor zu haben oder eine (.) Professorin, die sich dann halt REIN mit methodischen Fragen beschäftigt. Aber hier haben wir [weniger Professuren], da will man jetzt nicht jemanden haben, der hier den ganzen Tag sitzt und und sich mit verzerrten Standardfehlern bei Strukturgleichungsmodellen beschäftigt.

I: Ok, wäre das aber eine Situation, die Sie aber eigentlich gerne hätten, oder finden Sie das gut, dass das so kombiniert ist?

B: Nein, nein, ich bin nicht SO methodisch ausgerichtet, also ich, ich äh, also ich finde die Anwendung sehr spannend, aber ich brauche schon eine inhaltliche Fragestellung. (int10)

Die Interviewpassage aus int10 illustriert die vielfach beobachtete Diskrepanz von Methodenrolle und -identität besonders eindrücklich. Noch immer im Modus des Differenzschemas wird die einseitige Fokussierung auf Methodenwissen abgelehnt und, wie int15 formuliert, gemessen an der Selbstbeschreibung als »Reduktion« der eigenen akademischen Identität und Praxis empfunden. In dieser Logik ist die Beschäftigung »nur« mit Methoden eine unvollständige, da die Identifikation als Soziolog:in mehr erfordert, zum Beispiel die Beschäftigung mit spezifisch soziologischen Themen. Methoden und Soziologie sind so gedeutet in ihrer kategorischen Differenz bestätigt. Dieses Verständnis der disziplinär gesehenen Unvollständigkeit drückt sich auch im Kommentar von int10 aus, in dem die Deckungsgleichheit von Methodenlehrrolle und Methodenidentität als weltfremder Luxus gerahmt wird. Dabei ist die Abgrenzung zahlreicher Methodenlehrender – ausschließlich mit dem Hintergrund einer primär quantitativen Methodenkultur⁹ – in den Interviews so verbreitet, dass ich die Statushierarchie zwischen Methodiker:innen und anderen empirischen Soziolog:innen als eine offen praktizierte Ordnung interpretiere.

B: [...] es gibt wie gesagt so verschiedene Framings, was man alles nicht kann. Ein Framing ist auch, dass, wenn du Methoden machst, dass du dich nicht mehr für Inhalte oder Theorie interessierst. (int05)

9 Abgesehen von möglichen kulturellen Erklärungen ist dies sehr wahrscheinlich strukturell begründet. So wird normalerweise eine *reine*, allgemeine Methodenprofessur von Vertreter:innen quantitativer Methodenkulturen vertreten und auch Denominationen, die ausschließlich auf qualitative Methoden verweisen, sind ein vergleichsweise seltener Luxus (vgl. Hirschauer und Völkle, 2017). So gesehen, existiert diese reine Methodenrolle für Vertreter:innen qualitativer Methoden nicht im gleichen Maße und könnte entsprechend auch nicht zur Abgrenzung dienen.

Allein die Tatsache, dass Methoden in diesen Darstellungen aus der Kategorie soziologischer Inhalte ausgeschlossen werden, repräsentiert nicht nur das Differenzschema idealtypisch, sondern auch, in Bestätigung der Typik der Soziologie, die Dominanz der disziplinären vor der methodischen Identität innerhalb der Soziologie. Diese normative Ordnung wird auch als offenes Vorurteil wirksam.

Daran an- und abschließend sei an dieser Stelle ein Fall dargestellt, in dem zum einen das Wissen um das Rollenpotenzial der Methodenidentität innerhalb der universitären Lehre und zum anderen das Wissen um das Statusgefälle zwischen Methoden- und disziplinärer Identität unter Wirkung des Differenzschemas strategisches Handeln beeinflusst haben. Konkret geht es in diesem Fall um eine Methodenlehrperson innerhalb eines Soziologieinstituts, die durch die strukturelle Rahmung von Methodenwissen als dezidiert *soziologisch* nicht nur die individuelle Stelle, sondern auch ihren persönlichen Status aufzuwerten beabsichtigte. In Abgrenzung zum zuvor dargestellten Fall aus der Statistiklehre besteht die besondere Leistung in diesem Fall in dem Versuch der Umdeutung des Verhältnisses von Soziologie und Methoden. Statt eines Differenzverhältnisses, das die Methoden unterordnet, wird das Einheitsschema aktiviert, in dem der Statusunterschied keinen Bestand mehr hat, da Soziologie und Methode einander bedingen.

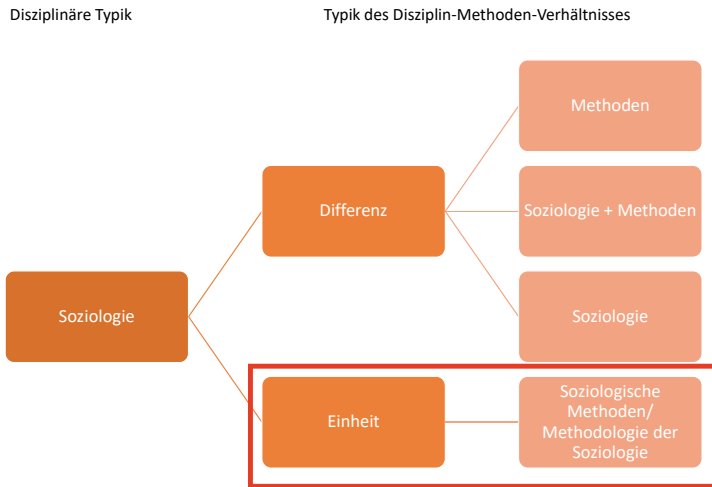
B: Da war es mir ein großes Anliegen, die [Methodenausbildung] nicht nur nebenbei und nicht nur als Hilfsmittel zu sehen, ja – als Soziologe oder Soziologin muss man Grundkenntnisse in Methoden haben – sondern auch im weiteren Studienverlauf, dass es zum Beispiel möglich ist, [...] mit Methodenthemen eine Masterarbeit zu schreiben. Also, über Methodenforschung. Und dass man also das nicht nur als Hilfsmittel sieht, sondern dass das auch ein soziologisch relevanter Forschungsbereich ist. (int17)

Die strukturelle Verstetigung der Deutung methodischen Wissens als genuin soziologisch durch die Studien- und Prüfungsordnung wertet nicht nur den entsprechenden Wissensbestand im Rahmen des soziologischen Studiums auf, sondern auch die Position der Lehrperson. Mit Blick auf die gegenwärtige Studienordnung des Standortes ist die symbolische Arbeit auch auf der sozialen Dimension erfolgreich gewesen. So konnte nicht nur die Aufwertung des individuellen Status hin zur Professur erzielt werden, sondern auch die Angleichung der Fremdbeschreibung als Methodiker:in an die Selbstbeschreibung als Soziolog:in. Die Deutung von Methoden als der Soziologie distinkte Kategorie konnte verschoben werden hin zur Deutung der Methoden als Teilmenge der Soziologie.

7.4 Einheit von Disziplin und Methode/Ausdifferenzierung der Wissenschaft

Das alternative Verständnis des Verhältnisses von Soziologie und Methoden bzw. von Disziplinen und Methoden zum Differenzschema deutet Methodenwissen als einen Bestandteil disziplinären Wissens. Ich bezeichne dies als *Einheitsschema*. Vor dem Hintergrund dieser Deutung ist es möglich, die Distinktion der Soziologie bzw. die

Abbildung 18: Einordnung des Einheitsschemas in die Systematik der Typiken



Abgrenzung von anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen über die Methoden zu leisten. Auch diese Funktion hat die Methodenlehre zusätzlich zur eingangs erwähnten Rahmung der Soziologie als Bestandteil der Wissenschaft zu erfüllen. Schließlich sozialisiert das Soziologiestudium die Studierenden zum einen in eine allgemein wissenschaftliche und zum anderen in eine spezifisch disziplinäre Kultur (und in Subkulturen). Vor dem Hintergrund dieses Schemas wird es möglich, dass die Methodenlehre nicht nur in die Wissenschaft, sondern auch in eine Disziplin sozialisiert.

7.4.1 Die Methodenautorität der Soziologie

Aus den Interviews lassen sich je nach methodologischem Hintergrund der Methodenlehrenden unterschiedliche Rechtfertigungen für die Legitimität dieses Schemas rekonstruieren:

1. Historisch: Welche Disziplin hat welche Methode entwickelt?
2. Theoretisch/methodologisch: Aus welcher Disziplin stammen die theoretischen Grundannahmen einer Methode?
3. Qualitativ: Welche Disziplin ist im Einsatz von Methoden entlang spezifischer Qualitätskriterien am kompetentesten?
4. Kritisch: Welche Disziplin hat die Kompetenz, Methoden/empirische Praktiken zu hinterfragen?

Dabei ist die Zuschreibung der Autorität im Bereich des Methodenwissens zu einer spezifischen Disziplin, hier der Soziologie, entlang der Kriterien von Qualität (3.) und Kritikkompetenz (4.) raum-zeitlich variabel. Die Rechtfertigung über die disziplinäre Geschichte (1.) oder die theoretischen Grundlagen einer Methode (2.) verleiht der Zuschreibung von Autorität hingegen Stabilität unabhängig von Raum und Zeit.

Die historische Beziehung von Soziologie und ihren Methoden

Wie in vorhergehenden Kapiteln thematisiert (siehe zum Beispiel Unterkapitel 3.2.3) lässt sich bereits aus der soziologischen Entstehungs- bzw. Institutionalisierungsgeschichte eine spezifisch disziplinäre Bedeutung der Methoden für die Soziologie rekonstruieren. Dieses historische Narrativ für die enge Bindung von Disziplin und Methoden bis hin zur Charakterisierung Letzterer als historisch *soziologische Methoden* bedienen auch die Lehrenden.

[Im Kontext des Themas der Bedeutung von *Big Data* für die Soziologie:]

B: [...] das ist ja, das ist ja ein Missverständnis, dass das was Neues ist. Die Gründung der deutschen Soziologie [erfolgte] in der Auseinandersetzung erstens mit dem Historismus und zweitens mit der amtlichen Statistik, was nämlich damals Big Data war, und das heißt, die Auseinandersetzung war damals, dass die damaligen Statistiker gemein- behauptet haben, die Daten der amtlichen Statistik würden ja für sich selber sprechen und man hätte Vollerhebung. Kommt dir vielleicht irgendwie bekannt vor. Und das heißt, der Ausgangspunkt wirklich damals in den soziologischen Debatten war, dass natürlich erst mal die Grundgesamtheit hochgradig verzerrt ist, weil die, weil du halt nur das hast, was die Institutionen interessiert und die Kategorien auch das sind-

I: Damals bei der Statistik, nee-

B: Nee, bei der Gründung und deshalb wurde die deutsche Soziologie als Komplementärwissenschaft gebaut und zwar, die Idee war, dass wir über die Theorie und Methoden diese Verzerrtheit der Debatten [ausgleichen] und deshalb wurden auch in den Methoden erst mal die sogenannten forschungsinduzierten Daten sortiert, da wurde das, nicht, da ging es nicht darum, dass man keine Fehler macht, sondern, dass du dann wenigstens die Fehlergruppe [definierst] und nachvollziehbar machst. Und es gab dann im Prinzip verschiedene Innovationen. Also zum Beispiel in der quantitativen Forschung war dann die Zufallsstichprobe als Lösung des Verzerrungs[problems]. Das heißt, das ist dann noch mal das erste Problem, das heißt, viele von den Sachen sind gar nicht so neu. (int05)

In dieser Interviewpassage reproduziert sich die Deutung einer historisch begründeten Beziehung von Soziologie und Methoden, die auf den Wesenskern der Disziplin verweist. Im Sinne eines Gründungsauftrages der Disziplin hatte sie von Beginn an »als Komplementärwissenschaft« methodische Probleme, wie Verzerrungen, durch die Verbindung theoretischen und methodischen Wissens zu lösen. Dabei wird das implizite Einheitsschema im Kontext eines zeitlichen Vergleichs ehemaliger und vermeintlich neuartiger Daten und Methoden aktiviert. So wird gegen ein Narrativ argumentiert, welches Phänomene wie *Big Data* als neuartige Herausforderung rahmt, der die Soziologie gegenwärtig nicht gewachsen sei. Über den Verweis auf den historischen Kern der Soziologie wird ihre epistemische Autorität im Bereich des Methodenwissens bekräftigt.

I: Wir haben ja jetzt viel relativ abstrakt bezogen auf Disziplinen über Methoden gesprochen, Methoden der empirischen Sozialforschung, qualitativ, quan-

titativ. Nun ist es ja aber ein Soziologiestudium. Siehst du so etwas wie einen distinktiv soziologischen Einsatz von Methoden?

B: [atmet laut ein] Methoden bestimmen sich ja wesentlich über den Gegenstand. Die Soziologie hat, also ich begreife die Soziologie immer als die Grundlagenwissenschaften aller Gesellschaftsforschung. Äh und auch über Gesellschaft hinaus, nebenbei gesagt. Es gibt ja auch Sozialität, als eine allgemeinere Kategorie als Gesellschaft. Und ähm, und hat von daher ihr spezifisches Empirieproblem, also, sie muss diesen Grundlagengegenstand sich erschließen, empirisch. Hat dafür Methoden entwickelt, ähm und die werden in anderen Fächern teilweise auch verwendet. Ähm, und man sieht das immer wieder, also nicht nur hier, sondern auch in anderen Unis, dass sozusagen das Methodenprimat in der Regel bei der Soziologie angesiedelt ist, dass das sozusagen, abgesehen von Statistik. Aber das meiste an Methodenkompetenz wird dort vorgehalten. [...] Von daher würde ich sagen, hat die Soziologie nicht was Spezifisches, was die Methoden betrifft, sondern sie ist eigentlich die erste Adresse, wo es losgeht und man muss ja auch gucken, so wie sind die Ausdifferenzierungsprozesse in den Wissenschaften gelaufen, ja. Also Psychologie gab es vor der Soziologie, knapp davor, hat aber ein ganz stark naturwissenschaftliches Programm gehabt von Anfang an, aber Erforschung von Gesellschaft, von Interaktion, von Sozialität, ist etwas, was eben mit der Soziologie erst so richtig, ähm, systematisch betrieben wurde. Es gab Völkerkunde, das war mehr so ein Vergleich von Kulturen irgendwie so etwas, dann kam auf die Ethnologie als Fortsetzung der Völkerkunde, wo es dann ein bisschen spezifischer wurde, Ethnografie als Methode eben auch erfunden wurde. Aber und insofern aber auch, so ein eigenes Merkmal erst mal war für Ethnologie, ähm. Erst dann auf verschiedene Wege in die Soziologie eingewandert ist, aber von da an würde ich sagen, ist es eigentlich die Soziologie, die das prägt und die sozusagen vorne dran ist, was das Methodische betrifft. Abgesehen von quantitativ. Also quantitative Methoden sind sicher in den Wirtschaftswissenschaften wesentlich dezidierter entwickelt worden, [wo] allerdings auch andere, also mehr metrische Skalenmaße, als in der Soziologie üblich sind, ja. (into3)

Auch in dieser Interviewpassage wird mit der Rolle der Relation der Soziologie im Gefüge sozialwissenschaftlicher Disziplinen argumentiert. Dieses Mal wird sie nicht als »Komplementär-«, sondern auf Grund ihres »Gegenstandes« und ihrer Methodenkompetenzen und der Rolle als Methodenentwicklerin als »Grundlagenwissenschaft« bezeichnet. Dabei ergibt sich diese spezifische Methodenkompetenz unmittelbar *aus* ihrem Gegenstand, statt als externe Ressource an diesen herangetragen zu werden. Das Methodenwissen ist somit etwas spezifisch Soziologisches, auch wenn es im Zeitverlauf von anderen Disziplinen angeeignet wurde. Dieses »Methodenprimat« verschafft ihr nicht nur eine besondere epistemische Autorität im abstrakten Disziplinengefüge, sondern weise ihr vielfach auch in der Lehre eine spezifische Rolle zu: die der »ersten Adresse« bezüglich Methodenkompetenzen. Gegen Ende des Zitates lässt sich wiederum die Perspektivität der befragten Person hinsichtlich ihrer Identifikation mit einer methodologischen Kultur rekonstruieren. Während zuvor stets aus

der Perspektive der Soziologie argumentiert wurde, wird dieser breite Rahmen später eingengt bzw. ausdifferenziert. Plötzlich gilt die historisch begründete Autorität der Soziologie im Bereich des Methodenwissens und die enge Beziehung beider nur noch für Soziologie »abgesehen von quantitativ«. Dabei wird hier augenscheinlich eine Differenz explizit gemacht, die vorher das Denken der Person bereits unreflektiert ordnete. Wenn »Soziologie« gesagt wurde, war *empirische Soziologie mit qualitativen Methoden* gemeint. So gilt aus Sicht der befragten Person das Methodenprimat nur für eine methodologische Subkultur der Disziplin. In diesem Verständnis sind in der qualitativen Soziologie sogar die Methoden soziologisch. In der quantitativen Soziologie hingegen sind sie wirtschaftswissenschaftlich. Diese implizite Argumentation entspricht genau jenem Einsatz der Methoden als Ressource symbolischer Grenzarbeit, wie Gieryn sie beschrieben hat (1983).

Weniger existentiell, aber doch im Sinne einer zeitlichen Logik lassen sich ähnliche Zusammenhänge von Disziplin und Methode vielfach in den Interviews wiederfinden.

B: Also ich denke von der Soziologie her und die Methoden, mit denen wir es da zu tun haben, also, das sind ja all- die sind alle von Soziologen entwickelt. (int16)

B: Aber letztlich, die ganzen Entwicklungen waren [von] Soziologen, ja, Sozialpsychologie hat sehr stark die Netzwerkanalyse [entwickelt]. [...] Ja, da waren die Soziologen innovativ. Dann bei den ganzen Forschungsmethoden überhaupt. Interviewmethoden, der Lazarsfeld, die Tradition der Columbia School und so weiter, das waren die Soziologen. (int15)

Hier wird die Unterscheidung zwischen Disziplinen eindeutig entlang historischer Fragen der Methodenentwicklung gezogen. Die Soziologie wird zum Ursprung von Methodenwissen. Da dieses grundsätzliche Argumentationsmuster innerhalb der Interviews ungeachtet der methodologisch-kulturellen Zugehörigkeit der Befragten aktiviert wurde, kann hier eine Parallelität zur Diagnose, die Einheit der Soziologie würde primär in ihrem steten Verweis auf *Klassiker* (Connell, 1997; Gerhards, 2014) erfolgen, hergestellt werden. Mit der Autorität der Geschichte wird auch in der Gegenwart für die Einheit von Soziologie und Methode argumentiert und somit ihre spezifische Leistung im Disziplinenvergleich herausgestellt.

Die theoretische Beziehung von Soziologie und Methoden

Die Argumentationslogik verschiebt sich, wenn aus der Gegenwart, statt aus der Vergangenheit argumentiert wird. So zeigt sich, dass Vertreter:innen qualitativ-interpretativer Wissenskulturen die Soziologie auf Grund der Bedeutung ihrer Theorie für die methodische Praxis nach wie vor als Grundlagendisziplin deuten, nun also nicht mehr mit dem Schwerpunkt auf dem historischen, sondern dem methodologischen Argument. Dieses geht nicht von einer Trennung von Theorie und Methoden aus, sondern versteht *soziologische Theorie* als Grundlage *soziologischer Methoden*.

B: Ralf Bohnsack ist Soziologe, auch wenn er dann in der Erziehungswissenschaft seine Professur hatte, aber, und Oevermann ist Soziologie und Schütze ist Soziologe, also das sind alles Soziologen und die denken von soziologischen Grundlagentheorien. (int16)

Dies zeigt sich in den Interviews zudem implizit in der Art und Weise, wie die Befragten mit dem entsprechenden methodologischen Hintergrund soziologische Theorie und Methoden assoziativ verbinden:

B: Also, ich fand es, also ich weiß nicht, qualitative Methoden haben mich immer schon interessiert, es war, also ich fand das sozusagen schlüssig, es hat mir auch Soziologie anders erschlossen. Also auch der Zugang zur Theorie ist dadurch noch mal ein anderer geworden. Also den Zusammenhang von Theorie und Empirie und was ja jetzt heutzutage wesentlich stärker in der qualitativen Forschung noch mal ausbuchstabiert wird. Das fand ich interessant. (into3)

B: Na, weil ich finde, dass generell der Forschungsgegenstand leitet, welche Methoden zur Anwendung kommen. Ich sage ja auch, dass wir auch quantitative Erhebungen gemacht haben, je nachdem, was ich gerade erforschen möchte. Also das Thema steht schon im Vordergrund, ich bin nur der Überzeugung, je länger ich das mache, dass die meisten Themen eben besser eigentlich mit qualitativen Methoden erforscht werden können, würde ich das doch mal sagen. [...] Ich komme nur gerade aus einem Seminar, wo wir Lektürekurs hatten, Herbert Blumer noch mal, sein Buch zum Symbolischen Interaktionismus, wo er beschreibt, was eigentlich soziale Probleme sind und wie wir soziale Probleme wahrnehmen und (.) [das] bestärkt mich immer wieder mehr in der Auffassung, was ist los in dieser sozialen Welt und da müssen wir so offen wie möglich vorgehen und können danach wahrscheinlich erst unsere ganzen Instrumente, die wir entwickelt haben, dann draufsatteln. Das finde ich auch sehr wichtig, aber, dieser offene, entdeckende Zugang, den finde ich einfach unglaublich spannend. (int11)

Beide Passagen verweisen auf die assoziative Verbindung, die soziologische Theorien und (qualitative) Methoden für die Sprecher:innen besitzen. In Gesprächskontexten, in denen die Methoden im Zentrum standen, machen sie die diesen zugrunde liegenden Theorien relevant. Gerade auch in der zweiten Passage wird deutlich, dass die kategorischen Grenzen zwischen Methoden und Gegenstand oder Methoden und Theorie, wie sie für das Differenzschema charakteristisch sind, hier keine Funktion besitzen. Soziologische Gegenstände, wie »soziale Probleme«, und soziologische Perspektiven, hier in Form der Theorie des »Symbolischen Interaktionismus«, bedingen ganz spezifische Methoden, die durch diese gegenseitige Bedingung gar nicht jenseits der Disziplin stehen können.

Die qualitative Beziehung von Soziologie und Methoden

Während ich im vorhergehenden Unterkapitel zum Differenzschema auf dessen Funktion hingewiesen habe, Differenzen zwischen methodologischen Kulturen von disziplinären Identitätskonflikten abzukoppeln, erfüllt das Einheitsschema eine komplementäre Funktion. Es stärkt die Identifikation mit der Disziplin durch die enge Bindung an ein spezifisches Qualitätsverständnis empirischer und somit methodengeleiteter Arbeit. In dieser Deutung wird im Gierynschen Sinne disziplinäre Grenzarbeit sehr stark über den Verweis auf *mehr und weniger* legitime methodische Praktiken geleistet.

B: [...] innerhalb vom Projekt war es auch ein bisschen schwierig, weil dort die Politikwissenschaftler, die hatten eben (.) ähm weniger so eine Methodenausbildung, also einen methodischen Hintergrund und bei so Analysesitzungen war dann wie klar, wir hatten unterschiedliche Vorstellungen, wie man jetzt mit dem Material ähm umgeht-

I: Bezüglich konkreter Verfahren irgendwie oder-

B: Genau, also eben-

I: was war der Unterschied?

B: Ich hatte das Gefühl- [lacht] du anonymisierst, oder?

I: Ja, natürlich.

B: Ich hatte das Gefühl, sie hatten kein Verfahren, also-

I: Ah ok.

B: Also die, die Projektleitung, die war sehr ähm, so in der Schiene Foucault. Und eine Foucaultanalyse, aber irgendwie, für mich war das immer, ich hatte immer den Standpunkt, ja, der alleine ist ja noch keine Methode oder keine methodische Vorgehensweise, das ist für mich so ein Rahmen, eine Heuristik, aber (.) da wurde dann ganz schnell gesprungen von einer Stelle zur anderen oder grob drübergelesen, aber einfach nur geschaut, welche Begrifflichkeiten – also es ging um [Forschungsthema] – werden jetzt für die [spezifische Akteur:innen innerhalb dieses Themas] verwendet, [Beispielswort1] und [Beispielswort2] und dann wurde einfach nur das Wort genommen und dann wurde interpretiert, warum dieses, also nicht so stark im Kontext, sequentiell und-

I: Ja ja, ok.

B: Und das war auch in Ordnung, weil, ich meine, sie konnten das so machen, ich habe das dann anders gemacht.

I: Aber Sie alle in einem, Sie waren im gleichen Projekt entsprechend?

B: Wir waren im gleichen Projekt, genau. Und ähm, das hat mich aber dann dazu bewogen ähm zur Doktorandenwerkstatt in [Studienort] zu gehen. Also während dem Studium war ich eben für ein Semester in der Forschungswerkstatt für Studierende, aber in [Studienort] ähm gab es auch eine für Doktoranden und Habilitierende und äh, da bin ich dann regelmäßig [hin]gegangen. (int14)

Sichtbar wird hier eine Unterscheidung nicht entlang der Grenzen methodologischer Kulturen gezogen, sondern entlang des Qualitätsverständnisses zwischen Disziplinen, konkret der Politikwissenschaft und der Disziplin, mit der sich die Person identifiziert (in diesem Abschnitt nicht abgebildet), der Soziologie. Dabei wird kein expliziter Zusammenhang zwischen Soziologie und Methoden hergestellt, jedoch implizit durch die Abgrenzung von der Arbeitsweise einer anderen Disziplin – und diese Zugehörigkeit wird explizit gemacht – kommuniziert. Die Beobachtung der Arbeit der politikwissenschaftlichen Kolleg:innen ist merklich mit Unwohlsein für die Person verbunden, die sich diese gefühlte Differenz mit Unterschieden in »Methodenausbildung, also einem methodischen Hintergrund« erklärt. Was schlussendlich sogar dazu führt, dass die Person Kompensation sucht bzw. ein Umfeld, welches ihrer disziplinarischen Enkulturation in methodische Verfahren entspricht.

I: Und können Sie aus der Zeit schon sagen, dass Sie einen Unterschied sehen, wie qualitative Methoden auch in den Disziplinen angewandt wurden. Ich frage das nur an der Stelle, weil Sie konkret meinten, da waren das Soziologen, hier war das Pädagogen, die ja offenbar auch empirisch gearbeitet haben. Haben Sie da wie eine disziplinspezifische Adaption der Methoden- gesehen?

B: Also für den Bereich der Pädagogik habe ich keinen Unterschied zu den Sozialwissenschaften-Studierenden gesehen. Und, muss ich wirklich sagen, die [Arbeitsort]-Zeit, ich war ja dann doch zehn Jahre wissenschaftliche:r Mitarbeiter:in dort, es waren tolle Studienprojekte mit den äh Studierenden, also tolle empirische Projekte. Was mir dort eher gefehlt hat, war die soziologische Theorie, der Bezug dazu, der war nicht da oder kaum da. Aber empirisch waren die super und auch sehr sehr engagiert. Ähm, ich sehe eher heute, mh, weil ich ja in dem Feld der [Bezeichnung des Forschungsbereiches] so tätig bin und dann sieht man, was passiert in der Psychologie, in der Medizin, Pflegewissenschaften und so weiter und so fort. Und wie eklektisch dort qualitative Methoden verwendet werden, wie man sich bestimmte Verfahren nur so herauspicks und die ganze Methodologie, die ganze Fundierung eigentlich doch fehlt, kann man schon so sagen. Aber das war damals, also bei den Pädagogen, mh, äh dadurch, dass wir an dem Lehrstuhl, wo [Bereichsleitender Soziologe, zweiter Vorgesetzter] eben Professor war, äh, die Methodik, weiter die Methoden verantwortet haben, haben wir darauf Wert gelegt, dass wir erst auf eine Fundierung, also in Erkenntnistheorie in interpretative Paradigma und so weiter eingingen und dann Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Also, ich glaube, die damaligen Studierenden waren ganz gut fundiert, also wie gesagt, die empirischen Projekte waren überwiegend sehr sehr gut. (int11)

Auch hier zeigt sich ähnlich wie im vorhergehenden Zitat eine Unterscheidung der Qualität methodischer Praxis entlang disziplinärer Grenzen. Dabei wird die Einheit von Soziologie und Methode durch die Abgrenzung des Verhältnisses anderer Disziplinen und Methoden geleistet. Verbunden ist diese Deutung des Qualitätsgefälles erneut mit der Assoziation von »soziologische[r] Theorie« im Sinne einer *Methodologie* bzw. der »ganze[n] Fundierung« und Methoden. Anderen Disziplinen fehlt diese, entspre-

chend kritisiert die soziologisch sozialisierte befragte Person die methodische Praxis von Psychologie, Medizin und Pflegewissenschaften. Hier, wie zuvor, wird die *disziplinäre* Fachidentität über die spezifische *methodische* Vorgehensweise aktiviert und stabilisiert. Methoden leisten in diesem Zusammenhang eine starke Integration in die soziologische Disziplin, was sich auch in den biografischen Erzählungen der entsprechenden Befragten wiederfinden lässt. So ist trotz der oben beispielhaft zitierten interdisziplinären Arbeitszusammenhänge die disziplinäre Identität stark und durch Methodenbezug stabilisiert.

Während das Einheitsschema von Soziologie und Methoden bei Vertreter:innen qualitativ-interpretativer Wissenskulturen primär mit Verweis auf Theorie und Methodologie geleistet wird, welche wiederum *historisch* die *Qualität* soziologischer Form bedingen, kommt die implizite Verwendung des Einheitsschemas durch quantitative Vertreter:innen ohne den Bezug auf die soziologische Theorie als Grundlage soziologischer Methoden aus. Im Kontrast zur Verbindung über die Methodologie/Theorie, die Soziologie und Methoden ganz fundamental miteinander verbindet, ist das Verhältnis beider für Vertreter:innen quantitativer Methoden instabilerer Natur. Stattdessen stehen Disziplinen diesbezüglich in einer Art Wettbewerb.

B: [...] und die Soziologie ist immer schon relativ stark gewesen, wenn es um Datenerhebung geht, also die, die Umfrageforschung ist natürlich nicht etwas, was nur die Soziologie macht, aber bei der die Soziologie im Vergleich zu diesen anderen mehr Know-how hat. (int06)

B: Die Netzwerkanalyse war quasi ein bisschen am Aussterben in der Soziologie. Erst mit dem Internet ist da wieder enormer Schwung reingekommen. Aber da war es dann plötzlich nicht Sache der Soziologen, sondern dann kamen die Physiker und die Informatiker und alle anderen da rein. (int15)

Auch in diesen Zitaten wird Identitätsarbeit über die Grenzziehung gegenüber anderen Disziplinen geleistet und Distinktion aus spezifisch methodischen Kompetenzen hergeleitet. Aber deutlich ist auch als Unterschied zu den vorherigen Zitaten, dass die Zuschreibung dieser Kompetenzen durch Soziolog:innen selbst oder externe Beobachter:innen in ihrem Naturell nicht so stabil ist wie jene Narrative, die an der historischen oder methodologischen Dimension ansetzen. Die Zuschreibung der Methodenautorität kann sich auf andere Disziplinen verlagern. Damit verbunden sind nicht nur symbolische Konsequenzen für die Identitäts- und Grenzarbeit, sondern gegebenenfalls auch soziale. Dieses Schema von der vergleichsweise losen Kopplung von Disziplin und Methoden, quasi auf dem Kontinuum von Differenz- und Einheitschema, beinhaltet somit stärkeres Potenzial für disziplinäre Identitäts- und damit Distinktionskonflikte als die bisher genannten.

B: Hat aber natürlich auch Gefahren und ich meine, die Soziologie ist ja auch nicht unbedingt in der allerstärksten Position immer und es kommt ja immer wieder die Frage, ja warum eigentlich, wozu braucht man eigentlich die Soziologie, weil das können doch andere auch. (int02)

B: [...] wenn wir nicht aufpassen, dann definieren uns die Informatiker das Feld weg. (int05)

Wenn die Beziehung von Disziplin und Methoden, die ihre methodische Autorität bedingt, so instabil ist, kann das, was mal als spezifische Methodenkompetenz galt, zur Autorität und Distinktionsressource einer anderen Disziplin werden.

Kritikkompetenz als Beziehung von Soziologie und Methoden

Der gegenwärtige Diskurs um die disziplinäre Zuständigkeit für die Mobilisierung großer digitaler Datenmengen zur Beforschung des Sozialen und dessen Repräsentation in den Interviews illustriert eine Verschiebung der disziplinären Grenzarbeit. In Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen, die als Initiator eines disziplinären Wettbewerbs um Zuständigkeiten und damit Grenzen gedeutet werden, verschiebt sich die Logik der Distinktion von disziplinärer Kompetenz in spezifischen Verfahren hin zu methodischen Metakompetenzen. In dieser Logik ist es nicht mehr spezifisch das Wissen um methodische Verfahren, sondern um soziale Konstruktionsprozesse im Kontext des Einsatzes von Methoden, das die Soziologie von anderen Disziplinen unterscheidet.

B: [...] also dieses Argument, es ist neu und schick, das mag zwar in der Informatik gelten, aber in der Soziologie bei den Methoden ist das kein Argument. (int05)

B: Also, wenn man die, wenn man die Methodenforschung anschaut, kommt es entweder von der Soziologie, teilweise von der Psychologie, die sich kritisch mit Methoden beschäftigen, ja. [...] und das ist auch etwas, was wir unseren Studenten versuchen zu vermitteln: theoriegeleitet vorgehen, also das, das verleitet natürlich zu einem empiristischen Vorgehen, dass man sagt, wo Riesendatenmengen, da korreliere ich jetzt einmal alles. Ja, irgendwo kommen dann Sternchen heraus und dann habe ich was gefunden. Ja, also das, das ist sicher die falsche Zugangsweise. (int17)

B: Ich glaube, die Soziologen haben systematisch gesehen durchaus was einzu-bringen, weil sie sowohl – jedenfalls in bestimmten Bereichen – fachkompetent sind und wissen, worum es sich hier überhaupt handelt bei den Daten. Was man damit tun kann, was man damit nicht tun kann, einerseits. Und, und das unterscheidet sie dann doch, glaube ich, von anderen, die da noch technisch auch sehr bewandert sind, also Informatiker. (int02)

Sehr explizit werden hier disziplinäre Grenzen durch die Verweise auf spezifische Methodenkompetenzen gezogen und somit implizierte Angriffe auf soziologische Zuständigkeitsbereiche abgewehrt. Hier geht es gerade nicht darum, methodisches Wissen aus disziplinären Zusammenhängen zu lösen, sondern darum, Methodenkompetenzen gezielt soziologisch zu rahmen. In Kontexten, in denen sich diese Kompetenz nur schwer plausibel als technische Kompetenz darstellen lässt, ist es das kritische

Potenzial der Soziologie, die Begleiterscheinung ihrer historischen Methodenerfahrung, welches sie auszeichnet und unterscheidet. Dabei fordert der digitale Wandel nicht nur die gängigen Argumente soziologischer Grenzarbeit quantitativer Wissenskulturen heraus:

[Führt eigene Erfahrungen der Praxis quantitativer Methodenarbeit aus:]

B: Insofern kann man sicherlich heute auch mit äh (1) Computerprogrammen natürlich eine ganze Menge auch mehr machen und rechnen und das wird sich auch zukünftig, also werden sich die qualitativen Methoden auch stärker mit den quantitativen Methoden auseinandersetzen müssen bzw. beide Richtungen müssen ihre Grundkonzepte überdenken, ja, in Angesicht von Big Data und den Rechenleistungen und den Rechenoperationen, die ja einen großen Teil der sozialen Wirklichkeit mitstrukturieren, also die ja Rückwirkungen haben auf das, wie wir handeln, denken, entscheiden, so.

I: Und da sehe Sie auch für die empirische Arbeit der Soziologinnen dann für quali und quanti- also Sie haben gesagt, die Konzepte hinterfragen. Können Sie das noch mal, was Sie konkret damit meinen, noch mal ausführen?

B: Na ja, zum Beispiel kann man sich ja grundsätzlich fragen, ob diese Idee der Soziologie der Typenbildung, also ob das, was wir gerade beobachten, was sozusagen an, also man kann ja sagen, dass so etwas wie Gesellschaftsanalysen zur Ethnomethode geworden ist, ja, mit den Algorithmen. Also die Algorithmen berechnen ja dauernd, ja irgendwelche Verhaltensweisen im Netz und ziehen daraus Schlüsse. Und ähm, werden eingesetzt in allen möglichen auch wissenschaftlichen, also im diagnostischen Bereich zum Beispiel, ja, was dazu führt, dass man, ähm, zum Beispiel in der Medizin eine wahnsinnige Komplexität erreicht an differenzierten Krankheitsbildern zum Beispiel, die eigentlich, also die, wo man gar nicht mehr sagen kann, Diabetes ist sozusagen ein Krankheitsbild, ja, weil das, so individualisierbar ist, also und dann natürlich auch Behandlungsmethoden entsprechend individualisierbar sind, dass diese Typen, ja, mit denen wir, in denen wir bisher denken und das tut die Soziologie ja auch, schon (.) fragwürdig werden, ja, also ob die Bestand haben, ob diese Art der Typenbildung, über Typenbildung Gesellschaft zu erklären, ob das zukünftig noch geht. Bin ich sehr unsicher.

I: Sie meinen, dass die Algorithmen quasi mehr Komplexität im Ergebnis abbilden, als wir das mit den Typen machen könnten.

B: Ja, oder dass das sozusagen eine Entwicklung ist, die irgendwie gegenläufig zueinander ist, ich will nicht sagen, also ich bin jetzt auch keine, als ich, wie soll ich sagen, ich bin NICHT äh sehr technik- mh (1) aff- also affin, also affin sowieso nicht, aber- Also, ich glaube nicht, dass die Algorithmen die Gesellschaft erklären können, ja, sowieso nicht alleine und dass das immer Menschen sind, die das tun, aber ich glaube, dass Algorithmen die Art und Weise, wie wir denken und wie wir entscheiden, wie wir wahrnehmen, wie wir ausbilden, verändern und dass das Auswirkungen darauf hat, wie wir

Gesellschaft, also die Gesellschaft ist, ja, und wie sie sich dann eben auch beschreiben lässt. (int09)

In diesem Zitat verschmelzen Argumente disziplinärer (Einheitsschema) und wissenschaftlicher (Differenzschema) Abgrenzung, nun jedoch interessanterweise in beiden Dimensionen zum Nachteil der Soziologie. Statt je nach Kontext das Deutungsmuster disziplinärer Eigenheit oder wissenschaftlicher Einheit zu mobilisieren, drückt sich in dem Zitat die Befürchtung aus, beide Grenzziehungsstrategien könnten in Anbetracht gegenwärtiger Entwicklung ihren symbolischen wie sozialen Nutzen verlieren. Weder kann die Soziologie für sich dauerhaft die Zuständigkeit für die Gesellschaftsanalyse beanspruchen noch die komplexitätsreduzierende Leistung von Wissenschaft. Hier bleibt zu beobachten, ob sich neue Strategien der Grenzziehung und Legitimierung herausbilden bzw. welche Konsequenzen es für Soziologie und Wissenschaft haben wird, wenn dies nicht erfolgreich gelingt.

7.4.2 Einheit in der Praxis

Das hier dargestellte Einheitsschema lässt sich also vielfältig aus den Erzählungen und Argumentationen der Befragten als Element ihrer persönlichen Kulturen rekonstruieren. Seine Relevanz ergibt sich aus seinem starken Potenzial für die Selbst- und Kollektivbeschreibungen der sich als empirische Soziolog:innen identifizierenden Befragten. Die hier dargestellten Argumentationsweisen für soziologische Methoden sind dabei eine deklarative, kulturelle Ressource, deren Verfügbarkeit sich, wie angedeutet, im Detail zwischen Vertreter:innen unterschiedlicher methodologischer Kulturen unterscheiden. Im Gegensatz zum Differenzschema gestaltet sich die Suche nach der Institutionalisierung des Einheitsschemas in Studienstrukturen schwerer, da das Erkennen der Abwesenheit einer Differenz voraussetzt, dass der oder die Beobachter:in die Differenz erkennt. Daher wird das Einheitsschema eher graduell sichtbar.

So wird zuweilen argumentativ darauf verwiesen, dass sich an dem quantitativen Umfang der Methodenausbildung des Soziologiestudiums die disziplinspezifische Bedeutung dieser Wissensdomäne erkennen lasse:

B: Also, ich sehe es nur im Vergleich hier mit anderen sozialwissenschaftlichen Fachbereichen. Oder Studiengängen. Äh, da haben wir doch die deutlich umfangreichste Methodenausbildung noch im Curriculum. (int17)

B: [...] es ist natürlich schon auch so, dass die Soziologen einfach von Anfang an in ihrem Studium wesentlich mehr an Methodenausbildung haben. Das heißt, die haben von Anfang an wesentlich ja breiteren, breiteres Spektrum inhaltlich auch, also da, da kann man im Prinzip dann anders arbeiten, ne, einfach, weil die, weil die sozusagen grundlegend von Anfang an mehr Methodenkenntnisse mitbekommen. (int20)

Implizit wurde dies auch in einer bereits zitierten Passage aus int14 kommuniziert, als die Beobachtung einer von den eigenen Qualitätskriterien abweichenden empirischen Praxis bei den Politikwissenschaftler:innen mit der fehlenden Methodenausbil-

dung erklärt wurde. In eine ähnliche Richtung geht des Weiteren die Beobachtung von into3, dass im Rahmen sozialwissenschaftlicher Studiengänge die Methodenlehre vielfach von Soziolog:innen verantwortet wird.¹⁰ Strukturell drückt sich hierbei eine stärkere Einheit von Soziologie und Methoden als von anderen Disziplinen und Methoden aus.

Deutlich sichtbarer für Akteur:innen innerhalb der Studiengänge ist hingegen die Unterscheidung von beispielsweise einer Professur für Methoden *oder* einer Professur für Theorie, wie *Methoden quantitativer Sozialforschung und Sozialstruktur* oder *Mikrosoziologie und qualitative Methoden*. In dieser Form werden die Wissenskategorien zwar symbolisch unterschieden jedoch innerhalb *einer* statt mehrerer Rollen.

I: Ja, und Ihre Professur, haben Sie ja gesagt, die hat nun diese doppelte Denomination, wird ja auch so ausgeschrieben [gewesen] sein. Ähm, wir hatten jetzt auch schon einen Teil Ihres Karriereverlaufs, sind wir gesprungen, aber mich interessiert auch, wenn Sie da auf Jobsuche gegangen sind, also dann auch durchaus Berufungsverhandlungen. Nach was für Professuren guckt man dann da? Also bezüglich der Denomination, oder-

B: Ähm, das ist jetzt eine interessante Frage, weil ich habe relativ breit geguckt, tatsächlich. Also, ich habe gar nicht, also ich habe das so gemacht, ich habe mir da irgendwie immer diese Academics, äh ja jede Woche angeguckt und hatte dann so ein Abo und später dann vom deutschen Hochschulverband die, die bieten das ja auch an als Service. So, und dann gucke ich halt immer alle Anzeigen durch und ähm, dann gab's eine Zeit lang wirklich relativ viel und das liegt ein bisschen auch daran, dass ich recht viel Unterschiedliches gemacht habe, ja. Mit der [Forschungsfeld1], der ähm, der also diese Nachwuchsgruppe, das ging dann um [Forschungsfeld2], ähm, dann eben die, also mit meiner Promotion hatte ich diese Schnittmenge zwischen [Aufzählung dreier Forschungsfelder] einerseits und [Forschungsfeld 4] andererseits. Also das waren dann schon recht breite Zugänge-

I: Ok, das klingt aber, als hätten Sie tatsächlich eher auch inhaltlicher Art geschaut.

B: Schon und, aber klar, ist das Verbindende daran, dass ich doch vorwiegend mit qualitativen, mit [spezifiziert die Art qualitativer Methoden] Methoden arbeite und auch so etwas an [inhaltlicher Bezug der Denomination] interessiert bin, so. Und insofern passt die Denomination jetzt schon recht gut. (into9)

B: Also, ich habe immer nach inhaltlichen Professuren gesucht, ähm, ja und dann, wenn da natürlich steht, mit Schwerpunkt qualitative Methoden, dann ist es ein Glücksfall, aber da gibt es einfach auch viel weniger Ausschreibungen, muss man auch so sagen. Obwohl ich doch, erstaunlicherweise recht viele Hearings hatte, also, wo ich eingeladen wurde, also, wo das ja irgendwie gepasst haben muss, ja.

10 Gegenwärtig lässt sich dies auch beispielsweise in Stuttgart, Augsburg, Berlin (HU) und Würzburg erkennen.

I: Ja, ok und wieso war aber für Sie der Fokus auf den Inhalt?

B: Na, weil ich finde, dass generell der Forschungsgegenstand äh leitet, welche Methoden zur Anwendung kommen. (int11)

Auch wenn in den Interviews deutlich wird, dass die konkrete Ausgestaltung der Denomination nicht durch ihre Inhaber:innen bestimmt werden konnte, so reproduziert sich auch in ihrer Reflexion über den gegenwärtigen Titel ihrer Professur das Schema zur Verbindung unterschiedlicher Wissensdomänen innerhalb der *soziologischen* Forschungspraxis. Beide an dieser Stelle zitierten Befragten definieren sich nicht primär über ihre Methodenkompetenz, sondern sehen deren Bedeutung für ihre Forschungspraxis und auch Lehrrolle in ihrem Verhältnis zu soziologischen, thematischen Schwerpunkten. Gleiches spiegelt sich in den Lehrveranstaltungen, vor allem jenseits der verpflichtenden Einführungsveranstaltungen, in denen die Wissensdomänen nicht mehr ausdifferenziert und somit erst im Zusammenspiel der Veranstaltungen kombiniert werden, sondern in denen die Einheit dieser Domänen *praktisch* eingeübt wird. So zeigt sich die Abwesenheit kategorischer Grenzen von Wissensdomänen und somit die Selbstverständlichkeit, mit der Methoden soziologisch und die Soziologie empirisch gerahmt werden, vor allem in dem Teil der Lehre, der den Schwerpunkt auf non-deklaratives Wissen legt, wie Forschungsseminare oder Lehrforschung.

Trotzdem bleibt die Sichtbarkeit des Differenzschemas in den Studienstrukturen dominierend, insbesondere in der Einstiegsphase des Studiums. Auch wenn dieses Schema, welches disziplinäres und methodisches Wissen scharf unterscheidet und Methoden somit zum wissenschaftlichen Grenzobjekt macht, durchaus sinnhaft für Soziolog:innen ist und aus diesem Grund aus einer Vielfalt an thematischen Kontexten der Interviews rekonstruiert werden konnte, so reibt es sich zugleich innerhalb der Lehre am gegensätzlichen Verständnis von Soziologie und Methode, welches im Zentrum dieses Unterkapitels steht. Die Gleichzeitigkeit von Einheits- und Differenzschema als kognitive wie auch materielle und damit öffentliche kulturelle Ressource für Soziolog:innen und andere, die Soziologie deuten, ist eine Konfliktquelle innerhalb der Methodenlehre und steht als solche im Zentrum der beiden Folgekapitel.

Dieses Kapitel galt einer Dimension der soziologischen Kultur, welche besonders wichtig ist für die Positionierung der Disziplin innerhalb von Wissenschaft und Gesellschaft: ihr Verhältnis zum Kulturobjekt der Methoden. Mit dem Fokus auf die Soziolog:innen, welche die Soziologie (und Methoden) deuten, galt die Analyse zunächst der innerhalb der Lehre repräsentierten Kultur und somit der *subject related* Bedingung der Enkulturationsituation des Studiums, jedoch bereits mit Blick auf ihre strukturelle Materialisierung (*implementation related*). Im anschließenden Kapitel 8 verschiebt sich der Blick darauf, wie Soziolog:innen andere deuten, die Soziologie deuten. Diese anderen sind die Studierenden (*learners*), die Studienstrukturen (*implementation*) und andere Soziolog:innen (*subject*), die im Rahmen ihrer Lehrrolle gleichermaßen als Repräsentant:innen soziologischer und methodologischer Kultur ein Element der Methodenlehre darstellen. Um die Konflikte, die aus der Konfrontation all dieser Deutungen entstehen, geht es im Folgenden.

